



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 3, Nr. 6 March 25, 1950

Köln: Bund-Verlag, March 25, 1950

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

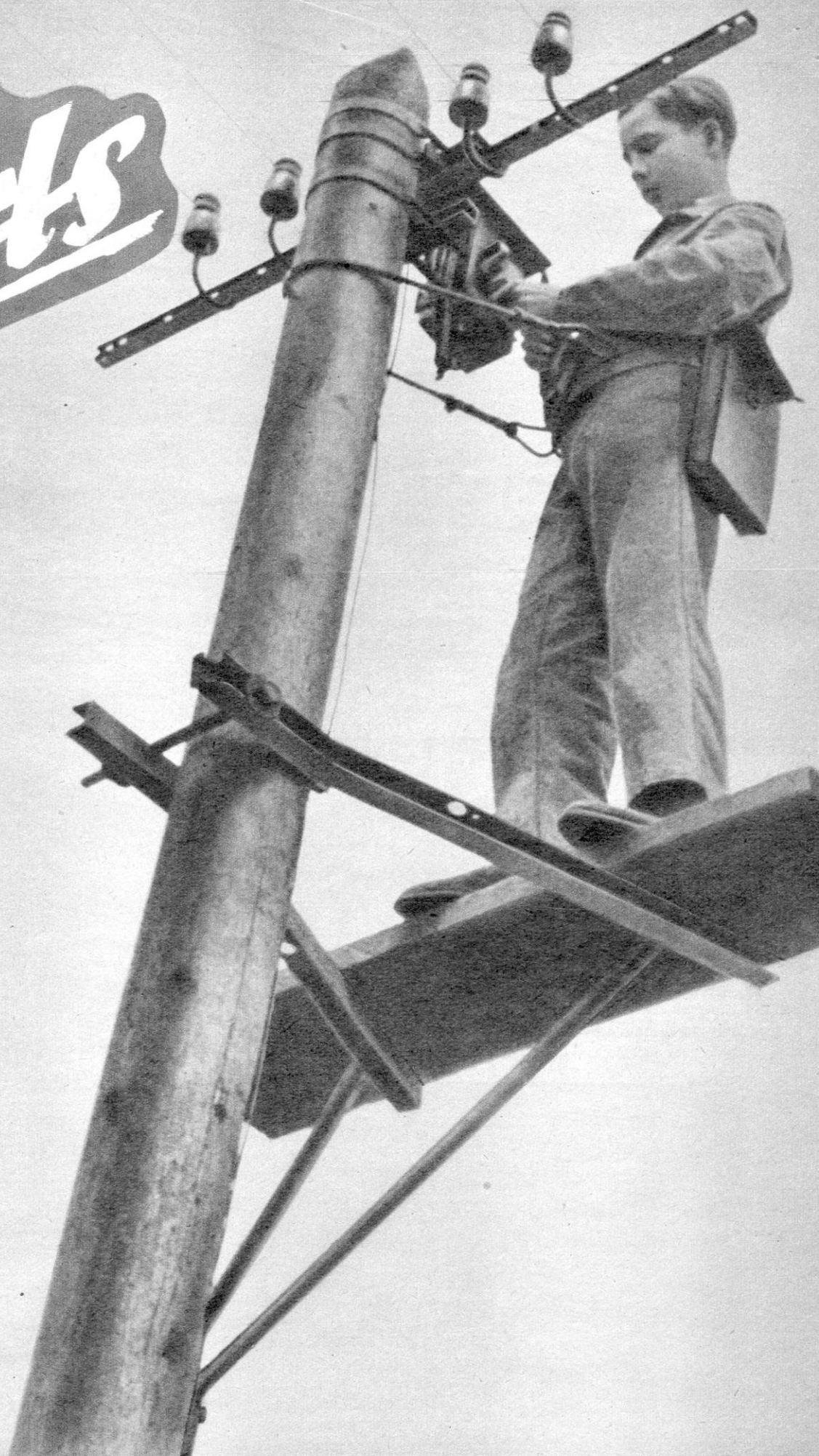
For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Aufwärts



In luftiger Höhe

Fernmeldebaulehrling auf dem 11-Meter-Mast

Foto: Archiv

JUGENDZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTSBUNDES

NR. 6 · JAHRGANG 3

Preis 10 Pfg.

25. MÄRZ 1950

KEIN BETRIEB

ohne Jugendausschüß



Im Laufe der nächsten vier Wochen werden die Betriebsräte neu gewählt. Hierbei soll die Jugend darauf achten, daß auch Kollegen mit zur Wahl gestellt werden, die sich ganz besonders für die Interessen der jugendlichen Betriebsangehörigen einsetzen. Mit den älteren Kollegen sollte vereinbart werden, daß junge Menschen mit in die Betriebsräte gewählt werden, um vor allem

den Nachwuchs einarbeiten zu können und die Aktivität der Jugend zu steigern.

Vor allem sollten sich die Jungen ihren Jugendsprecher und in größeren Betrieben

ihren Jugendausschüß wählen. In vielen Betrieben war das bisher noch nicht der Fall. Das sollte in diesem Jahr nicht mehr sein. Für die Jugend kommt es vor allem darauf an, Vertrauensleute aus ihrer Mitte zu wählen. Jeder überlege sich gut, wen er wählt, und prüfe gleichzeitig, ob der, dem man das Vertrauen schenken will, über die Fähigkeiten verfügt, die Interessen seiner Kollegen zu vertreten. Nicht der, der euch besonders gut nach dem Munde redet, sondern der, der aktiv ist und über eine eigene Meinung verfügt, hat das Anrecht auf euer Vertrauen. Die Arbeit des Jugendsprechers und im Betriebsrat erfordert Wissen und persönlichen Mut. Das solltet ihr euch immer vor Augen halten.

Und mehr noch. Wenn wir den Einfluß junger Menschen im Betriebsrat fordern, so ist dazu die erste Notwendigkeit, daß die jungen Menschen sich auch betätigen, daß sie aktiv sind, daß sie mitarbeiten. Davon hängt es ab, wie stark der Einfluß wird. Darum an die Arbeit! Wählt eure Jugendsprecher. Und laßt nicht locker in eurer Mitarbeit. Wollen und Beharrlichkeit führen zum Ziel.

KEIN BETRIEBSRAT

ohne Jugendvertreter

DIE TAT 10 000 WOHNUNGEN

durch gewerkschaftliche Planung



Es kann etwas getan werden. 8000 Menschen waren dabei, als auf dem ehemaligen Flugplatz in Neumünster der Grundstein zum Bau der ersten 800 Wohnungen im Rahmen des 10 000-Flüchtlings-Wohnungsprogramms gelegt werden konnte. Die Möglichkeiten zur Durchführung dieses Programms wurden durch gewerkschaftliche Arbeit und Planung gegeben.

Kollege Hans Böckler nahm die Grundsteinlegung vor, und als Dank für die gewerkschaftliche Tatkraft wird die erste Siedlung seinen Namen tragen.

In der vermauerten Urkunde heißt es unter anderem: „In dieser schweren Not kamen die im Deutschen Gewerkschafts-Bund unter Führung von Hans Böckler organisierten Arbeiter, Angestellten und Beamten dem Lande zu Hilfe. Das Wirtschaftswissenschaftliche Institut der Gewerkschaften entwarf einen Plan, nach dem 1950 in Schleswig-Holstein zusätzlich 10 000 Flüchtlingswohnungen gebaut werden. Die Hans-Böckler-Siedlung ist das größte geschlossene Vorhaben im Rahmen dieses Programmes.“

Fotos: Archiv

Paul und Erich

„Du, Paul, wenn ich damals im Hitlerreich ein strammer PG. gewesen wäre, dann hätte mir das gar nichts geschadet. Natürlich müßte ich ein großer Pg. gewesen sein, und was hätte mir als großer Mann dann schon passieren können?“

Paul: „Du bist nicht der erste, der so spricht, und ich verstehe, wie du es meinst.“

Erich: „Stell' dir vor, dann wäre ich heute ein bedauernswerter Mensch, der sich geirrt hatte, und der Böses nur tat, weil es ihm befohlen wurde. Und was könnte ich heute schon wieder sein, Beamter auf hohem Posten, sogar bei der Bundesregierung könnte ich tätig sein. Da sind 'ne ganze Menge ehemaliger prominenter Nazis im Amte. Oder Bundestagsabgeordneter, das wäre auch nicht schlecht. Kürzlich las ich in der Zeitung die Namen von acht Bundestagsabgeordneten, wobei das Eintrittsdatum in die NSDAP vermerkt war. Siehst du, und dann gibt es noch viele andere Möglichkeiten und Chancen.“

Paul: „Ja, es tut sich allerhand in Deutschland, und man ist mehr als erbittert, wenn man die Urteile liest, die gegen prominente Nazis und Nutznießer oder wie bei Hedler gefällt werden. Es ist heute zur festen Volksmeinung geworden, wenn man sagt: »Die Kleinen hängt man, die Großen läßt man laufen.« Wer kann da noch erwarten, daß das Volk Vertrauen zur deutschen Justiz hat?“

Erich: „Der große Fehler ist, man hat nicht radikal und hart genug ausgemistet. Das war schon einmal so. Mein Vater erzählte es mir. Damals nach dem ersten Weltkrieg 1918 hat der neue Staat auch so ziemlich alles an Menschen aus dem Kaiserreich übernommen, die in ihrer Mehrzahl gegen den neuen Staat waren und ihn bekämpften.“

Paul: „Das ist auch heute wieder so. Auch nach 1945 hat man nicht reinen Tisch gemacht. Das ist erstens die Schuld eines großen Teiles der älteren Generation, die heute die staatlichen Funktionen innehat, daß sie da begonnen hat, wo sie 1933 aufhörten. Zweitens ist es Schuld der Besatzungsmächte, die es unterlassen haben, Grundsätzliches zu tun, indem sie das Übel nicht an der Wurzel faßten und weiter die demokratischen Kräfte nicht genügend unterstützten.“

Erich: „Bedauerlicherweise haben nur ganz wenige aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt. Anstatt den Staat neuzubauen mit Menschen, die voll und ganz von dem Neuen erfüllt sind, betreibt man Wiederaufbau mit den Kräften, die schon einmal ein 1933 und das, was danach kam, herbeigeführt haben.“

Paul: „Und da wundert man sich allenthalben, daß die jüngere Generation mehr als mißtrauisch den politischen Geschehnissen gegenübersteht. Vor 1933 hat schon die Arbeiterschaft immer darauf hingewiesen, wie gefährlich es ist, die Kräfte der Vergangenheit im Amte zu belassen. Ganz gleich, ob sie hohe Beamte, Richter oder sonst was waren.“

Erich: „Auch heute erhebt die organisierte Arbeiterschaft, vertreten durch ihre Gewerkschaften, ihre Stimme, aber diesmal mit dem eindeutigen Willen, daß es keine Wiederholung der Vorgänge 1933 geben wird. Es ist erfreulich und ermunternd, daß die Gewerkschaften eine klare und feste Sprache reden.“

Wir fordern:
rücksichtslose Bestrafung!
Hedlers!



Die Gewerkschaften sagen folgendes:

Der Deutsche Gewerkschaftsbund beobachtet mit wachsender Unruhe die Versuche reaktionärer und radikaler Elemente, die Grundlagen des demokratischen Lebens in der Deutschen Bundesrepublik zu unterminieren. Urteile der letzten Zeit sind alarmierende Symptome für die Durchsetzung der Justiz mit antidemokratischen Elementen.

In der öffentlichen Verwaltung und Wirtschaft sind und werden höchste Posten mit Naziaktivisten und anderen Reaktionären besetzt. So besteht die Gefahr, daß der Verwaltungsapparat zum legalen Apparat der Verschwörer gegen Demokratie und Verfassung wird.

In der privaten Wirtschaft wächst der Einfluß der früheren Förderer des Dritten Reiches. Es entwickelt sich aufs neue das verschwörerische Bündnis zwischen wirtschaftlicher Reaktion und politischem Freibeutertum. Arbeitslosenelend, Flüchtlings- und Wohnungsnot sind dabei willkommenen Bundesgenossen. Läßt man den Landsknechten und Abenteurern wieder Raum, dann gibt es keinen Wiederaufbau und keine soziale Neuordnung. Was Hände und Hirne der schaffenden Menschen aus der Katastrophe des Dritten Reiches gerettet und neugeschaffen haben, steht dann erneut auf dem Spiele.

Die vielseitigen Gefahren dieser verhängnisvollen Entwicklung werden von verantwortlichen Stellen in den Regierungen, den Parlamenten, den Verwaltungen, der Justiz, der Wirtschaft und im übrigen öffentlichen Leben unterschätzt oder sogar mißachtet. Der Deutsche Gewerkschaftsbund richtet an die Bundesregierung und die Länderregierungen als die verantwortlichen Träger der verfassungsmäßigen Gewalt die dringende

Forderung, einer Entwicklung entgegenzuwirken, die eine Wiederholung der Vorgänge von 1933 befürchten läßt.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund fordert von den Parlamenten, daß sie nicht zögernd und notgedrungen, sondern wachsam und mit ganzer Kraft den demokratischen Staat, seine Grundideen und Einrichtungen decken und schützen.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund fordert von den Parlamenten, daß sie der Exekutive die gesetzlichen Grundlagen geben, die den Bestand des demokratischen Staates gewährleisten. Die strikte Durchführung dieser Gesetze ist streng zu überwachen.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund als die berufene Vertretung der arbeitenden Menschen ohne Unterschied von Partei und Konfession hat nicht vergessen, daß schon einmal Pflichtversäumnis eine Katastrophe verschuldete. Der Deutsche Gewerkschaftsbund wird nicht zulassen, daß ein zweites Mal die Demokratie an falscher Duldsamkeit gegenüber ihren Feinden scheitert. Er fordert deshalb die Entfernung aller antidemokratischen Elemente aus Stellen, in denen sie Einfluß auf die Verwaltung oder Wirtschaft ausüben können.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund würde es tief bedauern, wenn er durch das Versagen der im Grundgesetz zum Schutz der Demokratie verpflichteten Gewalten gezwungen würde, Selbsthilfe zu üben.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund ruft alle Gewerkschaftsmitglieder zu erhöhter Wachsamkeit und Bereitschaft auf.

Der Bundesvorstand
Hans Böckler.

Düsseldorf, den 6. März 1950.

Überall demonstriert das Volk gegen die von deutschen Richtern gefällten Urteile.

Fotos: dpa



KRISTALLISIERTER Schreck...



Foto: Walter Dick

... ist kein Anglerlatein

Anbeißen

Angler sind ein seltsames Volk. Stundenlang sitzen sie am Ufer des Sees und halten die Rute über den blitzenden Wasserspiegel. Neulich, als wir am Fluß waren, kam eine Frau, sah lange sinnend und lächelnd zu. Dann fragte sie, ob das Würmchen nun endlich schwimmen könnte. Verachtende Blicke verscheuchten die Spötlerin. — Ich angle nicht für den Kochtopf; dann wäre

meine Mutter schon lange verzweifelt und die Familie verhungert. Besonders in der ersten Zeit, als mein Angelhaken noch aus einer zurechtgebogenen Sicherheitsnadel bestand, hat man mich oft ausgelacht. Letzte Woche brachte ich eine Sechspfunder-Forelle heim — das ist aber kein Anglerlatein!

Flüchtende Elritzen

Das Schönste aber ist, zu schauen und zu beobachten: das Springen der Fische, wenn

ein Gewitter aufzieht; das Anschwimmen an den Köder und dann der erregende Moment, wenn man die Schnur mit kräftigem Schwung der Rute hochzieht und mit der Rolle das geflochtene Pferdehaar einzieht. — Einmal fuhr ich mit dem Kahn hinaus, bis an den Rand des Schilfs, wo die schwimmenden Nester der Wasservögel verborgen sind. Da stand eine Rohrdommel. Wartend. Unbeweglich. Mit dem schmutziggelben Gefieder, den Stelzbeinen und dem langen Schnabelkopf hob sie sich kaum von der Schilfwand ab. Plötzlich stieß sie blitzschnell zu: aus dem Schwarm der Elritzen faßte sie ein Tier heraus. Verzweifelt zappelnd versuchte es, den scharfen Kanten des Schnabels zu entkommen. Und es gelang! Beim Nachfassen sprang die kleine Elritze klatschend ins Wasser zurück. Und nun kommt das Interessante: Wie von Geisterhand fortgeschleucht, flüchtete der Elritzenschwarm vor dem Genossen, der dem Tode entgangen war. Die Rohrdommel verschwand langsam im Schilf. Sie tauchte später an anderer Stelle zu neuem Fang auf. Sie scheint eine alte Anglerweisheit zu kennen, daß man dort, wo ein Fisch von der Angel geht, kein Glück mehr hat.

Wer riecht was?

Des Rätsels Lösung brachte mein Bruder heim. Auf der Uni war der Professor mit einem Fläschchen erschienen, das ein farb- und geruchloses Pulver enthielt. „Und dies, meine Damen und Herren“, sagte er, „ist der Schreckstoff der Fische. Wir haben ihn aus der Haut einiger hundert Elritzen gewonnen. Er tritt aus der verletzten Haut des Fisches in das Wasser und veranlaßt den übrigen Schwarm zur Flucht. Der Schreckstoff ist in zwanzigtausendfacher Verdünnung von den Geruchsorganen der Fische wahrnehmbar.“

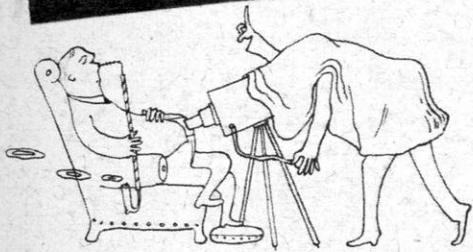
Operierter Fisch

Mein Bruder erzählte weiter: „In ein 200-Liter-Becken setzten wir einen kleinen Elritzenschwarm. An drei Tieren wurde in der Narkose das Schädeldach geöffnet und der Riechnerv durchgetrennt. Drei weitere Tiere blieben gesund. Bei den operierten Tieren haben wir den Schädelknochen zurückgeklappt und die Wundränder mit einem Vaselineölgemisch abgedichtet. Nach wenigen Tagen war die Operation gut überstanden. Gaben wir nun eine Spur Schreckstoffe in das Aquarium, so flüchteten die heilen Fische unter einen Steinhäufen, während die operierten Tiere — die also nicht riechen konnten — friedlich weiterschwammen. Daran ist zu sehen, daß die Elritzen den Schreckstoff nicht schmecken, sehen oder hören, sondern riechen!“

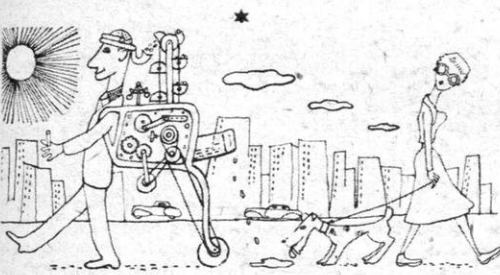
Entschleiertes Naturgeheimnis

„Dieser Schreckstoff und die durch ihn ausgelöste Flucht ist sicherlich keine Laune der Natur. Die Fische, bei denen die Erscheinung bisher bekannt ist, sind gesellig lebende, wehrlose Friedfische: Schleien, Bitterlinge und Goldfische, die von Raubfischen: Hecht, Barsch, Aal, Stichling, verfolgt werden. Diese Räuber haben scharfe Zähne, mit denen sie die Haut der gefaßten Beute verletzen. So kann man annehmen, daß bei einem Überfall auf einen Fischschwarm der aus der Haut des ersten Opfers freiwerdende Schreckstoff als Alarmzeichen für die Kameraden gilt und sie zur Flucht veranlaßt. Auf diese Weise wird größeres Unheil für den Schwarm verhindert. Nun kann man auch verstehen, warum die wehrlosen Friedfische in Schwärmen vereinigt leben. Der Schreckstoff bedeutet eine Art Versicherung gegen Überfälle durch Raubfische.“ Anglerweisheit entschleierte ein Naturgeheimnis. H. F.

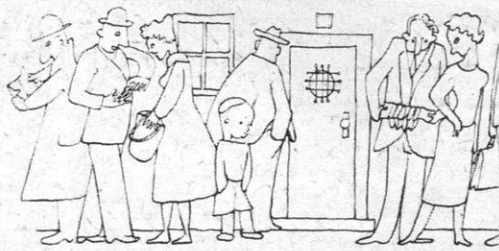
Entfesselte TECHNIK



Wenn mein Großvater sich zu einem Mittagsschlafchen hinlegte, pflegte er zu sagen, er wolle sich nun etwas von innen betrachten. An diese spaßige Bemerkung mußte ich neulich denken: die Ärzte eines New Yorker Marinehospitals fotografieren seit einiger Zeit mit einer Kamera, die durch Mund und Speiseröhre in den Magen eingeführt wird. Sie hat den Durchmesser einer Lippenstiftöhle und nimmt durch stecknadelkopfgroße Objektive gleichzeitig sechs Bilder auf. Eine besonders konstruierte Glühlampe beleuchtet bei der Aufnahme die Magenwände.



Eine amerikanische Zeitung, die sich über mehrere „neueste Erfindungen“ (eiskühle Tabaksbeutel, Hutventilator usw.) lustig gemacht hatte und dem Erfinder empfahl, sich einen Sonnenstichableiter zu bauen, erhielt den Besuch eben dieses Erfinders, der ganz ernsthaft auf den Vorschlag eingegangen war und den Plan für einen Sonnenstichableiter vorlegte. Dieser sollte aus einer eisgefüllten Stahlröhre bestehen, die um den Kopf zu legen ist. Der Vorschlag war ganz ernst gemeint und bis ins einzelne ausgearbeitet. Nur auf die Frage nach der laufenden Eisbeschaffung blieb der Erfinder die Antwort noch schuldig.



Eine Türklingel, die nicht eher klingelt, als bis man sie mit einem Cent gespeist hat, wurde in St. Louis erfunden, um Bettlern und Hausierern wegen der ungewöhnlich hohen Unkosten das Geschäft zu ruinieren.



Ich halte es für meine Pflicht, den Tierschutzverein auf eine Anzeige hinzuweisen, die eine Zeitung in Colorado veröffentlichte. Danach ist ein Zahnarzt aus Colorado gegen geringe Gebühr bereit, Schafen, die ihre natürlichen Zähne abgenutzt haben, ein künstliches Gebiß einzubauen.

Daß Hygiene auch bei Wahlen beliebt ist, war mir nicht bekannt. Auch ein Wal hat seine „Bewohner“, die sich meistens aus Muscheln und anderen saugkräftigen Schmarotzern rekrutieren. Da nun also auch ein Wal für Hygiene ist, schabte sich eines dieser Säugetiere nächtlicherweile am Rumpf der „Cape Leeuwine“ das Ungeziefer vom Buckel. Da der kleine Dampfer zufällig Eier geladen hatte, gab es für die Versicherung wieder einmal einen Grund, einige tausend Dollar zu bleichen.

Die Flugzeugfabrik Bell & Co. in Niagara erhielt eine Anfrage über ihren Hubschrauber: „Wie lange braucht eine Maschine, um startfertig zu sein? Kann sie zwei Personen über 100 Meilen befördern?“ Die Anfrage kam von zwei Insassen des Staatlichen Zuchthauses in Illinois.

WEISST DU, DASS ...

● das Sozialamt der Deutschen Katholischen Jugend vom 20. bis 25. März in Haus Altenberg bei Köln eine sozialpolitische Arbeitstagung für katholische Jugendführer, Heimleiter und Jungparlamentarier durchführt? Die Tagung ist den Themen „Erzieher und Staat“ und „Aufgaben und Grenzen der Staatsgewalt“ gewidmet. In den Arbeitskreisen werden namhafte Politiker und Pädagogen zu den Teilnehmern sprechen.

● in Velbert die Rheinisch-Westfälische Esperanto-Jugend-Liga gegründet wurde? Der Sitz befindet sich in Köln. Die Rheinisch-Westfälische Esperanto-Jugend-Liga erfaßt die Esperanto-Jugendgruppen in Nordrhein-Westfalen.

● am 4. März die FDJ eine erste Probe zu ihrem für Pfingsten geplanten Einmarsch in Westberlin veranstaltete? Eine kleine Lastwagenkolonne mit FDJ-Mitgliedern versuchte am Potsdamer Platz in den Westsektor einzufahren. Als die Jugendlichen dort eine Marschkolonne bilden wollten, wurden sie von Westberlinern vertrieben.



● es sich bei dem marschierenden uniformierten Haufen nicht um die „Hitlerjugend“ handelt? Die FDJ im Berliner Ostsektor bläst Propaganda. An den Sektorengrenzen verteilen sie kommunistische Flugblätter. Ist es verwunderlich, daß die Passanten so wenig beeindruckt waren, daß sie die Flugblätter zerrissen und zurückwarfen?

● ein freiwilliger Arbeitsdienst für die jungen Männer von 18 bis 27 Jahren mit Förderung des Badischen Kultusministeriums und des Landesamtes vom Jugendstift Bad Rippoldsau im Schwarzwald gegründet wurde? Nach einer dreiwöchigen „Freizeit“ können sich die Jugendlichen für die Dauer von 13 bis 20 Wochen zum freiwilligen Wiederaufbaudienst in der Forst- und Landwirtschaft oder beim gemeinnützigen Wohnungsbau melden. Vom Tariflohn werden für die Verpflegung nur die Selbstkosten sowie ein tägliches Taschengeld von 1 DM abgezogen und der Rest auf ein Sparkonto eingezahlt.

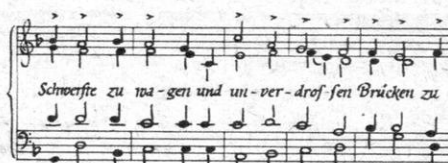
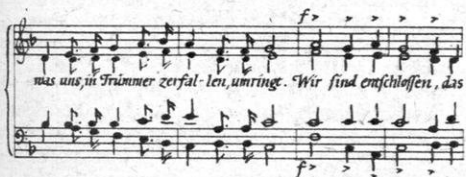
● in Budapest der Minister für Volksbildung, Revai, eine neue Tanzschule gründete, die zehn Semester hat? Das Gewicht wird auf Erlernen der Sowjettänze gelegt. Ganz neu ist, daß in der Tanzschule theoretische politische Schulen eingeführt werden. Vom ersten Jahr an müssen sich die Schüler außer mit den Sowjettänzen sehr gründlich mit der Theorie des Marxismus-Leninismus befassen.

● in dem Entwurf eines Strafrechtsänderungsgesetzes zum Schutze der Demokratie die Bestrafung des Friedensverrats an die Spitze gestellt wurde? Nicht nur die Vorbereitung von Angriffskriegen, sondern auch die seelische Beeinflussung zur Kriegsbereitschaft soll damit schwer bestraft werden.

WIR SIND DIE JUNGEN

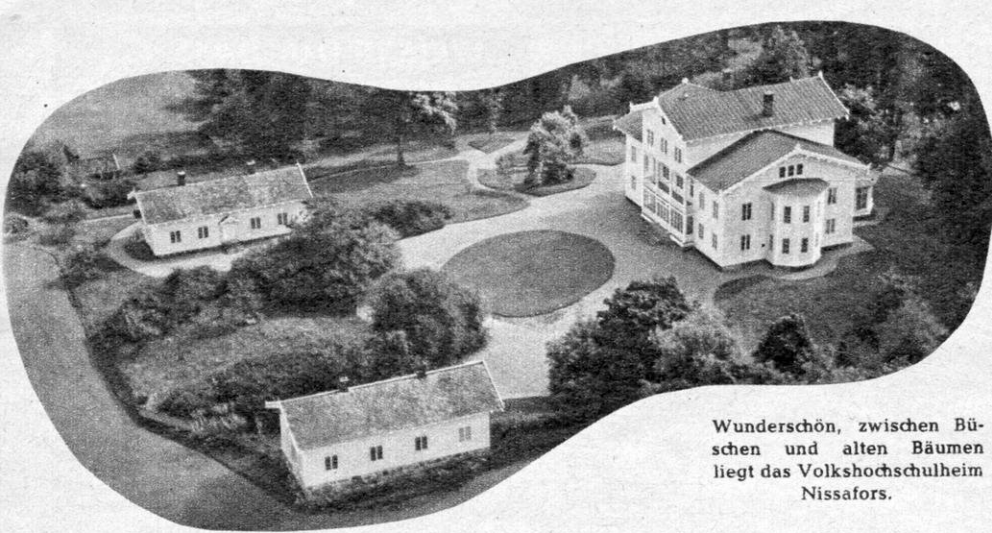
Melodie: Walter Rohde, Satz für gemischten Jugendchor von Hermann Esser,
Worte von Walter Dehmel.

Schreitend, rhythmisch scharf ausgeprägt



2. Wir sind die Jungen, die darum wissen, daß unser Leben Verpflichtung heißt, und wir uns alle erfüllen müssen mit neuem Fühlen und neuem Geist.
Wir sind entschlossen ... wie Strophe 1.

3. Wir sind die Jungen, die suchend drängen auf neuen Wegen zu neuem Ziel. Wir schreiten vorwärts mit frohen Gesängen, und keine Mühe wird uns zuviel.
Wir sind entschlossen ... wie Strophe 1.



Wunderschön, zwischen Büschen und alten Bäumen liegt das Volkshochschulheim Nissafors.



Trotz bitterer Kälte schnell ein wenig Luftschöpfen. In der 10-Uhr-Pause auf dem Dach „unserer“ Fabrik.

Sieben Monate in Schweden

Im Sommer vorigen Jahres lasen wir in den Jugendnachrichten, daß in Nissafors in Schweden ein Heim besteht, in dem junge Deutsche sich jeweils ein halbes Jahr aufhalten können, wobei sie ihren Lebensunterhalt durch Arbeit in einer Gummifabrik selbst verdienen und in der Freizeit die schwedischen Lebensverhältnisse studieren. Viele Kolleginnen und Kollegen haben uns daraufhin geschrieben, um etwas mehr über diesen Studienaufenthalt zu erfahren. Darum freuen wir uns, euch heute den Bericht einer jungen Kollegin aus Bayern wiedergeben zu können, die das Glück hatte, an einem solchen Kursus teilzunehmen.

Die Red.

In dem kleinen Ort Nissafors in Smaland in Südschweden ist nach dem Kriege ein Volkshochschulheim entstanden, das sich zur Aufgabe gemacht hat, den Austausch junger Menschen zwischen verschiedenen Ländern zu fördern. Dabei war weniger an die akademische Jugend gedacht, die diesen Austausch bereits in früheren Jahren kannte. In Nissafors sollte vornehmlich die Arbeiterjugend den Vorzug haben, einmal ein anderes Land kennenzulernen.

Der Vater dieser Idee war ein Emigrant, der vor dem ersten Weltkrieg nach Schweden kam, dort heute als Schriftsteller arbeitet und von jeher regen Anteil an dem Schicksal gerade der deutschen Jugend genommen hat. Er wurde Rektor dieser Schule. Die Finanzierung des ganzen Planes erfolgte durch die „Vereinigung für demokratischen Wiederaufbau“.

Sinn des Volkshochschulheimes ist es, jungen deutschen Arbeitern den Kontakt mit dem Ausland zu ermöglichen; sie sollen Land und Leute Schwedens kennenlernen. In den Schulungen und durch das Gemeinschaftsleben steht die Erziehung zur Demokratie, vor allem zur Toleranz im Vorder-

grund. Die Funktion des Rektors erstreckt sich hauptsächlich auf außenpolitische und organisatorische Dinge. Das Leben im Heim und der Schüler untereinander wird von ihnen selbst geregelt. Um den Aufenthalt wirtschaftlich zu sichern, wird tagsüber gearbeitet. Nur abends und über das Wochenende haben die Schüler Zeit für ihre Studien. 18 Mädchen und 19 Jungen aus allen Gebieten Westdeutschlands waren wir. Natürlich brauchten wir eine Verwaltung. Wir wählten uns ganz auf demokratische Art einen fünfköpfigen Schülerrat. Um keine Unstimmigkeiten des Geldes wegen aufkommen zu lassen, richteten wir eine Gemeinschaftskasse ein. Kollektive Unkosten wie Miete, Strom, Autobus usw. wurden gleich insgesamt bezahlt. Trotz unterschiedlichem Lohn, zu dem oft noch Akkordzuschlag kam, bekamen wir alle dasselbe Taschengeld. Der von uns gewählte Wirtschaftsrat hatte das ganze Geld zu verwalten. Die Schulleitung hatte nichts damit zu tun. Ein weiteres Amt übertrugen wir dem Kulturausschuß. Durch gar manchen Buntten Abend, den wir vor den Schweden veranstalteten, verschafften wir uns Nebeneinnahmen.

Weil wir die Sprache des Landes nicht beherrschten, war es das Gegebene, in einer Fabrik zu arbeiten. Die Gummifabrik der schwedischen Konsumgenossenschaft nahm uns in ihrer Schuhabteilung auf. Für die meisten von uns war es ungewohnte Arbeit, und sie fiel uns nicht immer leicht. Abends waren wir meist sehr müde. Für den Unterricht wäre es natürlich ersprießlicher, wenn man nicht oder nur halbtags arbeiten müßte. Um unseren Unterhalt zu sichern, war dies aber nicht möglich, wir nahmen es aber auch nicht allzu schwer. Als Mittel zum guten Zweck war auch das Stiefelbauen recht erträglich. Zwei Mädchen und ein Junge mußten zu Hause sein und das Heim in Ordnung halten; die sogenannte Hausgruppe. Sie wurde wirtschaftlich von uns mitgetragen.

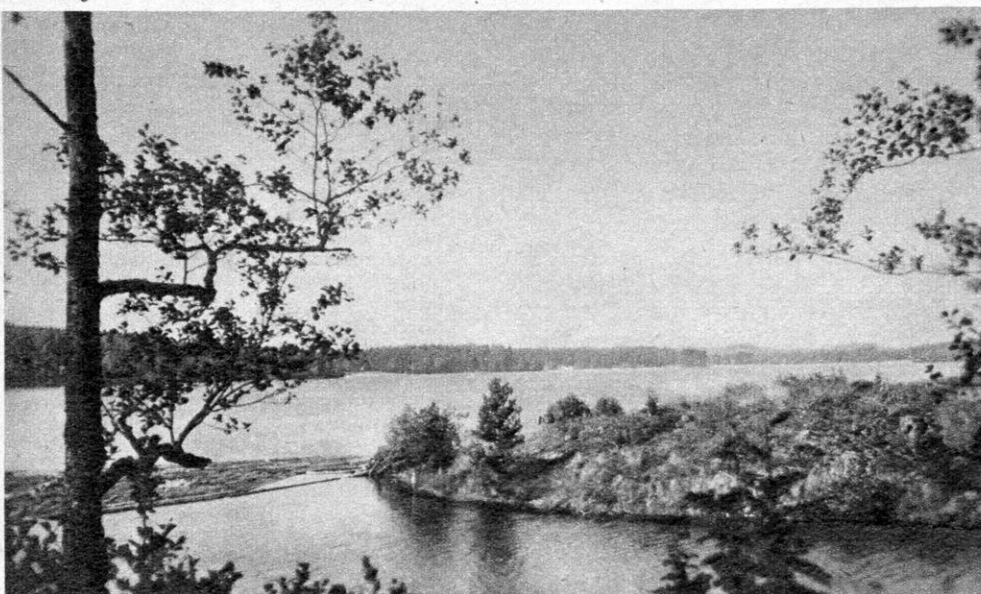
Für den Unterricht hatten wir außer unserem Rektor noch einen ständigen Lehrer. Mit ihm verlebten wir die herrlichsten Stunden der sieben Monate, die wir in Schweden verbrachten. Er legte den Grundstein für ein aktives weltpolitisches Interesse in uns. Wir konnten uns die Themen für den Unterricht selbst aussuchen. Meist liefen mehrere Arbeitsgemeinschaften nebeneinander. Hauptsächlich erstreckten sich die Themen auf politische Gebiete grundsätzlicher Art, wie: „Wie werden demokratische Länder regiert?“ „Was ist eine Partei?“ „Die Geschichte des Sozialismus, Kommunismus in und außerhalb Rußlands“ usw. Aber auch Literatur, Psychologie und Kunst interessierte uns sehr. Unterricht war immer abends von 7.45 bis 10 Uhr und an jedem zweiten Wochenende. Zwei Abende hatten wir auch an Werktagen frei. Für den Wochenendunterricht kamen meist schwedische Referenten, die über schwedische Politik, Wirtschaft, Sozialverhältnisse, Gewerkschaften usw. sprachen. Zur Ergänzung und Verschönerung des Unterrichts machten wir einige Studienreisen, Pfingsten nach Jönköping und an den Vätternsee. Unsere Sommerferien verlebten wir in Hovas an der See und in Göteborg. Und zum Abschluß des Kursus fuhren wir noch für sechs Tage nach Stockholm.

In Nissafors ist nun kein Kursus mehr. Dort hat sich die Schule aufgelöst, denn die Gummifabrik kann keine deutschen Arbeiter mehr beschäftigen. Ein neuer Kursus, allerdings nur für Mädchen, ist zurzeit in Jönköping, auch in Smaland. Die Streichholzfabrik, in der diese Mädchen arbeiten, will keine Jungen beschäftigen. Hoffentlich findet sich bald wieder eine bessere Lösung, und vielleicht werden aus dieser einen Volkshochschule in Schweden noch mehrere für uns junge Deutschen. Dies wäre sehr zu begrüßen. Ich möchte es jedem meiner Kolleginnen und Kollegen wünschen, Gelegenheit für solch ein Erlebnis zu finden.

Evi Linsert

Mündung der Nissa in den Hammersjö

Fotos: Archiv



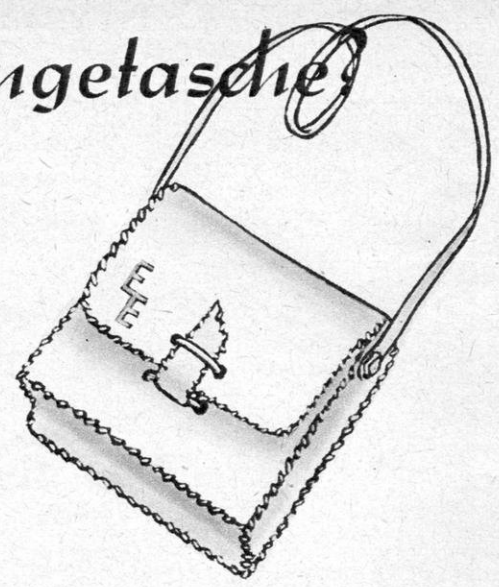
Hast du schon eine Umhängetasche?

„Ich habe mich sehr über die Umhängetasche gefreut, denn ich besaß noch keine“, so schrieb Helga mir, ohne zu ahnen, daß eine alte Handtasche das Material dazu abgab. Nur der Lederriemen wurde gekauft und kleine Boxkalflederreste zum Riemen schneiden. Heute gibt es schon für wenig Geld größere Lederreste, so daß ihr, wenn ihr zwei- oder dreimal nicht ins Kino geht, das Material für eine Tasche erstehen könntet. Das schönste, aber teuerste Leder ist das Kalbleder, jedoch sind ein festes Ziegenleder, ein nicht zu hartes Rindleder oder das geschmeidige Boxkalfleder gut ungefüllt zu verwenden. Wo man die Reste bekommen kann? In Geschäften für Schuhmacher- und Sattlerbedarfsartikel sind sie zu haben und werden nach Gewicht berechnet. Das Material für eine Umhängetasche stellt sich etwa auf 3,50 DM.

Meine Handtasche hatte mir zwölf Jahre gute Dienste getan. Um das etwas hart gewordene Leder geschmeidig zu machen, rieb ich es mit Wasser, dem ich ein wenig Gly-

förmig zum Mittelpunkt hin etwa 3 mm breit schneiden könnt. Nach dem Schneiden wird der Nähriemen angefeuchtet und gestreckt, indem ihr ihn mit der linken Hand haltet und zwischen zwei Fingern der rechten Hand gleiten laßt und ihn dabei längt.

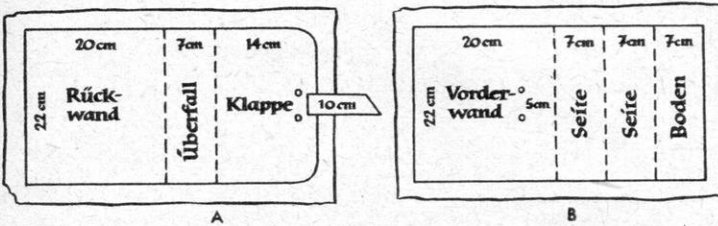
Auf der Zeichnung seht ihr die Maße, die dem noch brauchbaren Leder angepaßt waren. Die schadhafte Ränder und Ecken fielen fort. Der punktiert angegebene Überfall zwischen Rückwand und Klappe kann bei Resteverarbeitung mit einer Reih- oder Vorstichnaht eingefügt werden, nachdem die Löcher in etwa 7 mm Abstand voneinander und in einem Abstand von 5 bis 6 mm vom Rande mit dem Lochseisen oder der Lochzange gestanz sind. Riemchenanfang und -ende flachen wir mit einem scharfen Taschenmesser ab und kleben sie mit Rudol oder Uhu zusammen. Haben wir alle Teile vorgelocht, so verbinden wir die Seitenteile und den Boden mit der Vorderwand der Tasche. Das damit Entstandene legen wir auf Teil A auf, so daß die Vorderwand der



Verschlussriemen, hier Schlaufe genannt, aus doppeltem Leder wird schon beim Umnähen der Klappe mit angefügt. Oberhalb dieser Schlaufe, etwa 2 cm vom Rande entfernt, wird auf der Oberseite der Klappe ein Lederstreifen befestigt, der Breite der Schlaufe entsprechend, plus 1 cm Spielraum für diese. Auf die Vorderwand der Tasche befestigen wir ebenfalls ein Lederstreifen, dessen Entfernung vom unteren Rande sich nach der Höhe der Klappe richtet. Beim Schließen der Tasche führt man die Schlaufe zunächst unter dem Riemchen der Vorderwand her und zurück unter das oberhalb sitzende Riemchen. Den etwa 80 cm langen Tragriemen versehen wir an beiden Enden mit gesicherten Knopflöchern. An den beiden Seitenwänden haben wir das obere Stück durch einen Umschlag verstärkt und einen Holzknopf mit einem kernigen Riemchen darauf befestigt. Nun können wir den Tragriemen über den Knopf knöpfen, und die Tasche ist damit fertig.

Wenn wir sie dann noch mit unserem Monogram — aus Leder geschnitten und aufgeklebt — versehen, dann werden wir überall Bewunderung für unsere billige und schöne Tasche finden.

Erna Eckardt



Die Seitenteile auf Zeichnung B schneiden wir aus und verbinden sie samt dem Boden mit der Vorderwand. Danach wird die Rückwand, die mit Überfall und Klappe (Zeichnung A) an einem Stück bleibt, an Seitenteile und Boden angefügt.

zerin zusetzte, ab. Angeschmutztes Leder reinigt man mit Benzin und bearbeitet es dann mit terpentinhaltigem farblosen Schuhputz. Der Nachdruck liegt hier auf „bearbeiten“, d. h., man muß sich Mühe dabei geben. Zunächst stellen wir ein Papiermuster her, legen es auf und verschieben es so lange, bis alle Teile Platz gefunden haben und bis möglichst etwa 6×6 cm große Stücke zum Riemen schneiden verbleiben. Ich nehme an, daß ihr schon kleinere Lederarbeiten gemacht habt und daß ihr Riemchen aus einem runden oder ovalen Stück Leder schnecken-

Rückwand gegenüberliegt, und wir erkennen dann mit wenig Überlegung den weiteren Verlauf der Arbeit. Sind die Seitenteile mit dem Boden und mit der Rückwand verbunden, so haben wir den Innenraum der Tasche damit festgelegt.

Nun kommt der Verschluss an die Reihe. Bei diesen handgearbeiteten Sachen stören Druckknöpfe und Metallverschlüsse durch ihre Materialfremdheit. Leder ist belebt wie Holz, darum rate ich zu einem Holzknopfverschluss mit Lederschlinge oder zu der Schlaufe, wie die Skizze sie zeigt. Der etwa 10 cm lange

Zeigt her eure Füße . . .

Habt ihr schon einmal beobachtet, wie schwerfällig ein Plattfüßiger geht? Und wenn ihr wißt, daß für diese Menschen jeder Schritt eine Qual sein kann, so möchtet ihr wohl niemals ein solches Leiden haben.

Doch im Laufe des Berufslebens kann sich das normalerweise gut ausgebildete Fußgewölbe infolge zu starker, zu langer oder falscher Belastung senken, so daß schließlich der Innenrand des Fußes den Boden berührt. Nun wird der Fuß an Stellen belastet, die hierfür ursprünglich nicht bestimmt sind, und das verursacht natürlich starke Schmerzen und manchmal auch Entzündungen in den kleinen Fußgelenken, die sehr langwierig sein können. Auch die so häufigen Kreuz- und Rückenschmerzen können durch einen Plattfuß bedingt sein.

Besonders gefährdet in dieser Beziehung sind einmal die Menschen, die sehr viel stehen und gehen müssen, wie Friseur, Verkäufer, Bäcker, Fabrikarbeiter — die Hausgehilfen nicht zu vergessen — oder solche, die viele schwere Lasten tragen müssen (dazu gehören auch die Personen mit übernormalem Körpergewicht), andererseits Menschen, die von Natur aus schwache Gelenke und Bänder haben.

Es gibt aber eine Möglichkeit, sich vor solchen Erscheinungen zu schützen. Besonders wichtig ist dabei das Schuhwerk! Feste, aber bequeme Schuhe mit halbhohen Absätzen sind für Plattfußgefährdete das beste.

Und zu Hause möglichst nicht in absatzlosen weichen Pantoffeln umherlaufen, die dem Fuß keinerlei Halt geben. Denjenigen Mädchen, die es besonders hübsch finden, wenn sie den ganzen Tag mühsam auf Stöckelabsätzen und womöglich in zu kleinen Schuhen umherlaufen, sei gesagt, daß sie ihre Unvernunft oder Eitelkeit oft bitter bereuen müssen. Sie sind einerseits sehr unsicher auf den Beinen und daher in erhöhtem Maße unfallgefährdet, andererseits werden sie sehr bald einen sogenannten „Spreizfuß“ haben.



Anderung des Fußabdruckes bei Plattfuß

Die Deformierung betrifft hierbei nicht das Quergewölbe des Fußes, sondern das davor zwischen den Mittelfußknochen liegende Längsgewölbe, welches durch die fast ausschließliche Belastung des vorderen Fußes durchgedrückt wird. Der Fuß wird also vorn

anormal breit (gespreizt), und es können die unangenehmen „Ballen“ entstehen, die meist nur durch eine Operation zu beseitigen sind. Also keine falsche Eitelkeit! Die niedrigsten Schuhe nützen nichts, wenn sich das Gesicht der Trägerin bei jedem Schritt vor Schmerz häßlich verzieht. Schaut euch einmal an, wieviel anmutiger und natürlicher ein Mädchen in zweckmäßigen und bequemen Schuhen geht, selbst wenn es Größe 40 tragen muß! Eine Erleichterung für die müden Füße ist es, wenn ihr versucht, jede kleine Arbeitspause zum Sitzen auszunutzen. Manche Nebenarbeit läßt sich genau so gut sitzend ausführen. Wer lange an einem Fleck stehen muß, bewege die Zehen in den Schuhen und wippe ab und zu auf den Fußspitzen, man ermüdet dann weniger schnell.

Das Allerwichtigste aber — denn damit lassen sich besonders bei jungen Menschen auch die schon eingetretenen Schäden erfolgreich bekämpfen — ist richtige Fußgymnastik. Jede Sport- oder Gymnastiklehrerin wird euch diese Übungen gern zeigen, die allerdings exakt und regelmäßig ausgeführt werden müssen. Doch lohnt sich dieser kleine Energieaufwand, denn mit solchen aktiven Übungen könnt ihr viel mehr erreichen als mit Einlagen, die zwar den Fuß gut stützen, aber den einmal bestehenden Zustand kaum ändern können.

Die tägliche Fußwäsche ist eine Selbstverständlichkeit, die ich wohl nicht zu erwähnen brauche.

So könnt ihr euch mit ein wenig Vernunft und geringer Mühe eure gesunden Füße erhalten.

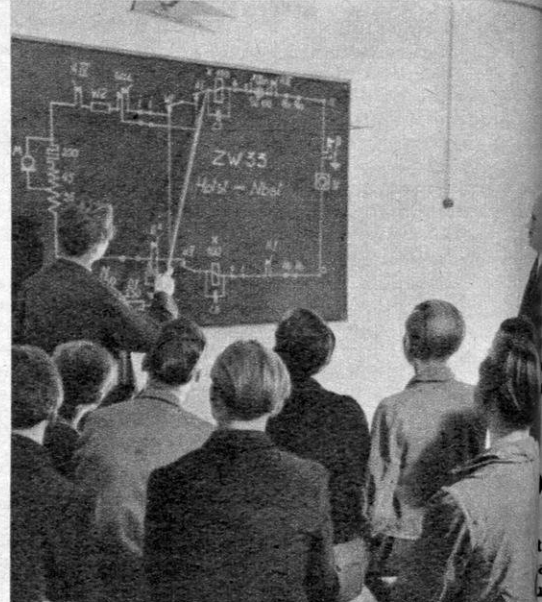
Dr. Anna Luise Töwe

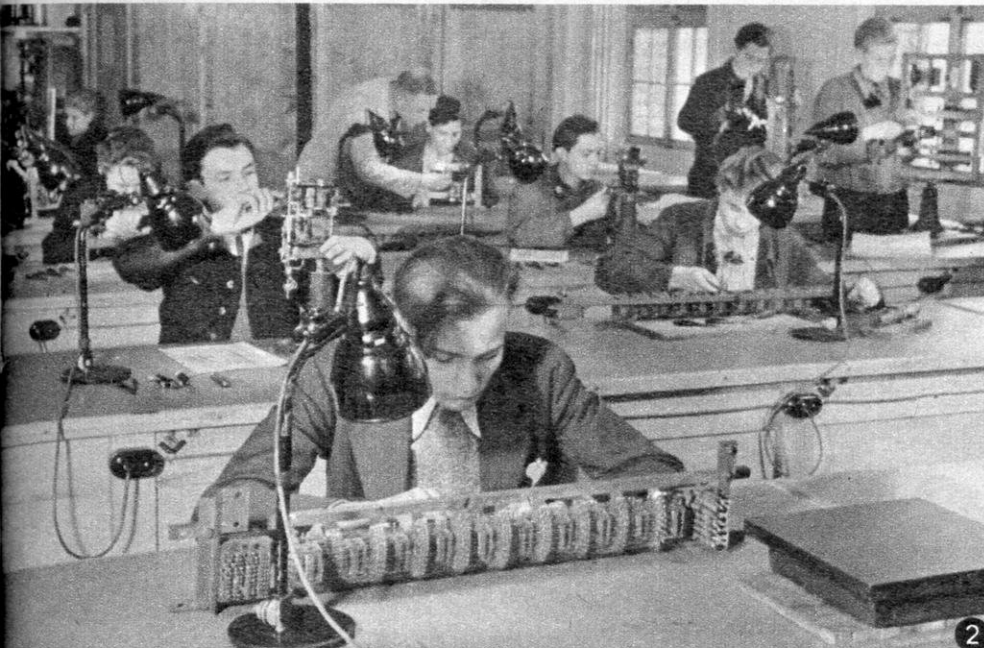


DÜSSELDORF 10924

Wenn Erika ihren Hans anruft, ersetzt das Telefon den Liebesbrief. Die moderne Menschheit ist bequem geworden; sie verläßt sich auf den Draht. Man kann ihm die wichtigsten und intimsten Gespräche anvertrauen. Ein Telefonanschluß im Haus bedeutet, die halbe Welt an der Strippe zu haben. Sollte es einem des nachts um zwei Uhr einfallen, sich mit Onkel Jakob in Hamburg zu unterhalten, hängt man sich ans Telefon, wählt das Fernamt und sagt: „Fräulein, geben Sie mir doch bitte Hamburg einzwounddreißigvierundfünfzig“. Entweder ist der Anschluß im Augenblick da oder man muß eine Stunde oder zwei war-

ten. Sollten aber einmal Störungen in der Leitung sein, schimpft man auf das Fräulein, die Post und das Telefon. Ich habe das wenigstens immer so gemacht. Als blutiger Laie hatte ich nicht die geringste Ahnung von dem ungeheuern Netz der Kabel, Adern und Drähte, das ständig überwacht und ausgebaut wird. . . . Vorgestern schickte mich die Redaktion zum Fernmeldebauamt nach Düsseldorf. Ich sollte ein paar Bilder von der Berufsausbildung der Fernmeldebau- und Fernmeldelehrlinge mitbringen, denn genau vor 25 Jahren stellte die Post die ersten Lehrlinge ein. Seitdem werden sie in eigenen Betrieben zu Fernmeldebau- und Fernmeldehandwerkern ausgebildet. elf

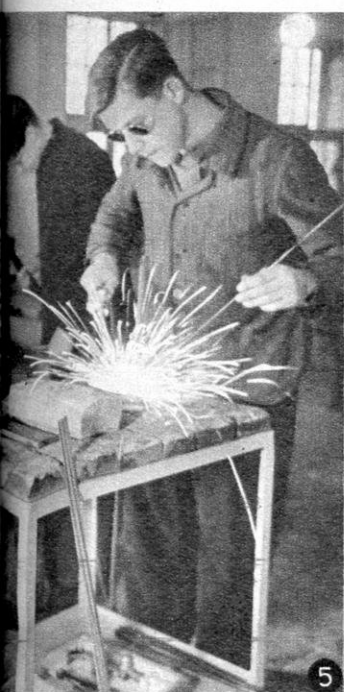




1 Ausbinden eines 500paarigen Kabels. (2. Lehrjahr.) Bis zu 2400 Drähte können sich in einem gewöhnlichen Kabel von 10 cm Durchmesser befinden.



3 Der Leiter der Lehrabteilung überprüft die Richtigkeit einer Schaltung, die der sechzehnjährige Fernmeldelehrling im 3. Lehrjahr ausgeführt hat.



5 Ausbildung in der Schaltungstechnik. Der Laie sieht nur verwirrende Linien mit geheimnisvollen Bezeichnungen. Im dritten Lehrjahr weiß man aber, daß es sich hier nur um eine Nebenstellenanlage handeln kann.



Der junge Mann mit der dunkeln Brille lernt das Schweißen. Als Grundlage erhalten die vierzehnjährigen Lehrlinge schon im ersten Lehrjahr eine gründliche Werkstattausbildung in der Metall- und Holzbearbeitung.

Fernmeldelehrlinge mit vierjähriger Lehrzeit sind der Nachwuchs für Wähler- und Fernämter. Sie betätigen hier Störungen an einer Wähleranlage, die einer großen Anlage genau nachgebildet ist. Fotos: Archiv

Der Weg, den wir einschlagen

Als ich ein etwa zehnjähriger Junge war, legte ich mir eine Markensammlung zu. Mein Vater war dagegen, er meinte, solche Spielereien hielten mich nur vom Lernen ab. Aber ich liebte nun einmal die Briefmarken — liebte sie fast ebenso wie meinen Spielgefährten, den Loisl. Der Loisl! Ich bin jetzt ein reifer Mann. Ich hatte Frau und Kinder. Ich möchte aber heute behaupten, daß kein menschliches Gefühl mir je so schön erschien wie meine Freundschaft zu dem Loisl. Sie entsprang der kindlichen Begeisterungsfähigkeit und Bewunderung, dem Überschwang der Jugend. Mein Vater war Notar. Ein schrecklich würdiger, angesehenener und strenger Mann, und ich hatte den Loisl ins Herz geschlossen, dessen Vater ein ewig betrunkenen Tagelöhner und dessen Mutter eine abgerackerte Waschfrau war. Den Loisl mit seinem zerzausten Blondhaar, das wie wirres Stroh aussah, der selbständig und tapfer wie eine Ratte war und Steine mit der linken Hand über den Fluß werfen konnte. Ich weiß nicht mehr, was ich so sehr an ihm bewunderte: aber eins weiß ich, daß er die größte Liebe meines Lebens war. Und es versteht sich von selbst, daß ich ihn in mein Vertrauen schloß, als ich Marken zu sammeln anfing. Solch eine Markensammlung ist etwas Kostliches. Sie ist nicht nur Besitz, sondern auch Erleben. Sie ist der Ausdruck einer ewigen Sehnsucht nach der Ferne, der Wunsch nach Reisen und Abenteuer. Mit jeder Marke berührt man ein Stückchen fernem Land, ein unbekanntes, geheimnisvolles Traumreich. Wir mußten uns mit meiner Briefmarkensammlung auf dem Speicherboden verstecken, damit mein gestrenger



Vater nicht dahinter kam. Es stand dort eine alte Holztruhe, eine Mehlkiste, in die wir uns mit unserem Schatz verkrochen wie zwei Mäuse. „Siehst du, das sind niederländische Marken! Und die stammen aus Ägypten! Das ist Sverige, auch Schweden genannt.“ Und weil wir es so geheimhalten mußten, war in unserem Treiben etwas sündhaft Schönes. Ein großes Geheimnis war es auch, wie ich mir die Marken beschaffte. In unserer Stadt gab es eine Anzahl Textilfabriken, die alles mögliche herstellten: Kaliko, Jute, Kretonne und Baumwollzeug für die farbigen Völkerstämme der ganzen

Erde. Ich ging in bekannte und unbekannte Geschäftskontore und bettelte um alte Briefmarken. Die seligsten Stunden waren es, wenn ich dann, auf dem Fußboden kauend, Stöße verstaubter Umschläge durchblättern und Marken herausuchen durfte. Fand ich welche aus Siam oder vom Kap der Guten Hoffnung, aus China, Borneo, Brasilien, Neuseeland oder aus dem Kongo, so verspürte ich eine beinahe qualvolle Lust. Jedes grenzenlose Glück ist schmerzhaft. O Gott, wenn ich gar Marken aus den Straits-Settlements fand, oder aus Tahiti, Korea! Aus Kamerun! Mauritius! Madagaskar! Dieses Gefühl kann nur ein Jäger verstehen oder ein Schatzgräber oder ein Archäologe. Suchen und Finden ist die größte Spannung, die köstlichste Befriedigung, die das Leben dem Menschen zu bieten vermag. Jeder sollte etwas suchen: wenn nicht Briefmarken, dann die Wahrheit oder seltene Pflanzen oder wenigstens steinerne Pfeilspitzen.

So verstrichen ein, zwei Jahre. Es waren die schönsten meines Lebens. Dann erkrankte ich an Scharlachfieber, und mein Freund wurde nicht zu mir gelassen, obwohl er in unserem Hause wohnte. In einer unbewachten Stunde entwischte ich einmal aus dem Bett — hinauf auf den Speicher, um nach meinen Marken zu sehen. Ich war so schwach, daß es mir kaum gelang, den Truhendeckel zu heben. Als ich hineinschaute, war die Kiste leer: Die Schachtel mit den Marken war verschwunden! Ich muß eine ganze Weile wie aus Stein dagestanden haben. Weinen konnte ich nicht. Es war schrecklich, daß meine Marken fort waren; aber furchtbarer noch war die schreckliche Gewißheit, daß kein anderer sie genommen haben konnte als der Loisl, mein bester Freund. Es ist unfassbar, wie sehr ein Kind zu leiden vermag. Ich weiß nicht mehr, wie ich vom Speicher wieder herunterkam, ich weiß nur noch, daß ich in ein heftiges Fieber verfiel. In klaren Augenblicken gab ich mich verzweifelt meinem wilden Schmerz hin, aber weder dem Vater noch meiner Tante, die mich pflegte — meine Mutter war schon frühzeitig gestorben —, vermochte ich etwas über den Grund meiner Verzweiflung anzuvertrauen. „Ihr versteht mich doch nicht!“ war alles, was ich auf ihre drängenden Fragen zur Antwort gab. Fast wäre ich an Loisl Verrat gestorben. Als ich nach vielen Wochen zum erstenmal wieder auf die Straße ging, traf ich ihn im Treppenhaus. Er wurde hochrot im Gesicht, als er mich erblickte — vor Scham sagte ich mir —, er trat auf mich zu und streckte mir beide Hände entgegen. Ich wandte mich ab: „Ich verkehr nicht mehr mit dir“, sagte ich hochmütig. Der Loisl wurde womöglich noch roter im Gesicht, und nach einer Weile — ich stand schon einige Stufen tiefer — hörte ich ihn leise sagen: „Ist auch recht!“ Seit der Zeit haßte ich ihn.

Am Anfang allerdings, wenn ich sah, daß er neue Freunde hatte, gab es mir einen Stich im Herzen. Aber auch das gab sich mit der Zeit. Meine Welt war entgöttert. Ich hatte das Vertrauen zu den Menschen verloren, hatte sie hassen und verachten gelernt. Nie wieder hatte ich einen Freund, und als ich älter wurde, tat ich mir etwas darauf zugute, einsam zusein. Ich hatte niemanden lieb, niemand liebte mich, und so wurde ich ein stolzer, ehrgeiziger, selbstgefälliger, pedantischer und korrekter

Mensch. Ich heiratete ohne Liebe, begrub meine Frau, erzog meine Kinder in Furcht und Strenge und erwarb mir mit meinem Fleiß und meiner Gewissenhaftigkeit gewisse Verdienste. So war mein Leben. Das ist mein Leben.

Unlängst aber mußte ich in alten Familienpapieren nach einer Urkunde fahnden. Auf dem Speicher stand ein Kasten, angefüllt mit alten Papieren, Briefen, Andenken. In einem Bündel, wohlverschnürt, fand ich meine Schulhefte. Mein gestrenger Vater hatte sie sorgfältig geordnet, ich erkannte seine steile Handschrift auf dem Umschlag: „Schulhefte meines lieben Jungen“ — stand darauf. Etwas zog mir schmerzlich die Kehle zusammen, als ich das las. In der Tiefe der Schublade lag eine mit dem Petschaft meines Vaters versiegelte Schachtel. Als ich sie aufmachte, fand ich darin die Markensammlung, meine Sammlung, die mir vor mehr als fünfzig Jahren abhanden gekommen war.



Zeichnungen: A. Faust

Wie einen Schatz trug ich die Schachtel in mein Zimmer und saß die ganze Nacht davor. Jetzt begriff ich alles. Als ich damals krank zu Bett lag, hatte man meine Sammlung gefunden, und mein strenger Vater hatte sie beiseite getan. Wohl nur aus Sorge und Liebe für mich. Aber er hätte das nicht tun sollen. Ich sehe ihn noch vor mir, den strengen Vater mit seinem würdigen grauen Bart. Und noch ein anderer taucht aus dem Nebel des Vergessenseins vor mir auf: der Loisl! Der strahlende, zerzauste Loisl! Grundlos also hatte ich ihn verworfen, hatte ich meine Kindheit verloren, war hochmütig geworden, hart und vereinsamt, pflichtgetreu und musterhaft, korrekt. Wie anders hätte mein Leben sein können. Soviel Begeisterungsfähigkeit, soviel Abenteuerlust lag in mir, soviel Liebe und Ritterlichkeit, soviel Phantasie und Vertrauen, so viele schöne Träume und Ideale.

Da liegen sie nun vor mir, die Marken aus Honduras und Ekuador, aus Kuba und den Philippinen, aus all den Ländern, die ich einst zu bereisen gedachte und die ich nun nie sehen werde. Und an jeder hängt noch ein Stückchen von dem, was hätte geschehen können, aber nicht geschah. Aus: Erzähler von drüben. Limes-Verlag, Wiesbaden.

SIE TRAGEN DAS GLEICHE KREUZ

Fünzig Jahre alt mochte sie sein, vielleicht mehr, vielleicht weniger, jedenfalls hatte sie das Alter einer Frau, deren Sohn am letzten Krieg hätte teilnehmen können. Inmitten der übrigen Reisenden durchschritt sie die Halle des Ostbahnhofes. Sie schien verlegen, ihr Gang war schwer, denn sie war recht beleibt. Den rechten Arm hatte sie in die Henkel eines jener schwarzen Deckelkörbe geschoben, die den Landleuten als Handkoffer dienen, und auf dem linken Arm trug sie etwas, das sich unter dem schwarzen Umschlagtuch undeutlich abzeichnete. Ihr Kopf, stark und viereckig, schien wie mit dem Messer aus hartem Holz geschnitten, er war mit einem Tuch bedeckt. Eine Bäuerin? Ja und nein. Ich neigte eher zu der Annahme, daß es eine kleine Dorfgeschäuftsfrau war, die von dem Wenigen lebte, das sie verkaufte. Sie hatte meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als sie auf mich zukam, nachdem sie nach rechts und nach links geblickt hatte. Offenbar wollte sie um eine Auskunft bitten. Ich irrte mich nicht. „Wie komme ich zum Lyoner Bahnhof?“ sprach sie mich an. „Mit der U-Bahn“, antwortete ich. „Bis zum Quai de la Râpée.“ „Und dann?“ „Von da aus müssen Sie zu Fuß bis zum Lyoner Bahnhof gehen. Es ist aber nicht weit.“ „Und wo ist die U-Bahn?“ „Ich zeige es Ihnen, ich gehe auch dorthin.“

Sie folgte mir. Doch als wir die großen Treppen des Ostbahnhofes hinabstiegen, entglitt ihr bei einem falschen Tritt der Gegenstand, den sie im Arm hielt, und fiel auf die Stufen. Ich bückte mich, um ihn aufzuheben.

Es war ein Kreuz aus Holz, ein bescheidenes Kreuz, wie man es in der Kampfzone häufig sieht. Es mochte ungefähr sechzig Zentimeter hoch sein, war schwarz gestrichen, mit weißen, unbeholfen aufgemalten und von den Regengüssen verwaschenen Buchstaben. An dem unteren Ende klebte noch etwas feuchte Erde. Es war leicht zu erraten, die Mutter, die sich an mich gewandt hatte,



Zeichnung: Budde

AUFSCHREI DER JUGEND

Hallo!

Wir hören und lesen:
Uns soll geholfen werden!

Bravo!

Wir freuen uns!
Wir wollen arbeiten!
Wir wollen lernen!
Wir wollen leben!
Gebt uns Arbeit!
Gebt uns Lehrstellen!
Laßt uns studieren!

Aber:

Helft uns bald!
Wir brauchen auch
Kleider, Mäntel, Schuhe
und unsere Eltern
Arbeit und Geld,
damit wir nicht
hungern müssen!

Und:

Gebt uns Raum!
Wahrlich,
wir freuen uns, daß
ihr uns helfen wollt!
Wir wollen arbeiten!
Wir wollen keinen Krieg!

Nein!

Wir wollen euch dienen
zum Wohle des Volkes
und allen Brüdern der Erde!

Hans Huldreich Büttner

machte ihren Kreuzweg rückwärts. Sie hatte das Grab ihres Sohnes gefunden, und während er im Sarg heimgeführt wurde, trug sie ihn am Kreuz auf ihrem Schoß oder auf ihren Schultern zurück. Welch eine Reise! Ich stellte sie mir vor. Die Frau war sicher noch nicht am Ende ihrer Fahrt. Jeder Kreuzweg hat seine Stationen.

„Soll ich es etwas tragen?“ fragte ich die unglückliche Frau, als ich ihr das Kreuz reichte. „Nein, danke. Geben Sie nur.“ Sie nahm es mir schnell ab und legte es in die Wiege ihres Tuches zurück, das sie wie einen Vorhang zuzog.

„Fahren Sie weit?“ „In die Auvergne.“ Ihre kurzangebundene Art riet mir ab, die Unterhaltung fortzuführen.

Ich wollte ihren Fahrschein gleichzeitig mit dem meinen am Schalter der U-Bahn lösen. Sie ließ mich auch gewähren, doch setzte sie ihren Korb zu ihren Füßen nieder und suchte ihre Geldbörse über das Kreuz hinweg, dessen Arme sich vor ihrer Brust ausbreiteten, als gäbe es zwei Arten, jemanden zu kreuzigen.

Sie gab mir meine dreißig Centimes zurück und folgte mir weiterhin ohne ein Wort. In dem Abteil, in das wir einstiegen, saß sie mir gegenüber, das Kreuz in ihren Armen. Nur zur Nacht wahrscheinlich legte sie es in den Schoß.

Da bemerkte ich an ihrem Halsausschnitt ein Medaillon mit dem Bild eines jungen Soldaten im Stahlhelm. Aber die arme Frau interessierte nicht mehr mich allein. Ein anderer Reisender, ungefähr sechzig Jahre alt, betrachtete sie unverwandt. Es war ein Mann mit ergrauten Haaren, aus dem Volk, ein Handwerker. Welchen Berufs? Das ist gleichgültig. Seine Augen, verblichen blau, hefteten sich abwechselnd auf die Frau, auf

das Kreuz und auf das Medaillon. Ich fühlte, daß in diesem Mann der Wunsch arbeitete, mit seiner Nachbarin zu sprechen, ihr Vertrauen zu gewinnen, einzutreten wie bei sich selbst in diesen verschlossenen Schmerz. Er wagte es nicht. Dieselbe scheue Scham beherrschte beide, und doch hatten sie sich etwas zu sagen, sie waren wie geschaffen, sich zu verstehen, ein gleiches Feuer glomm unter unsichtbarer Asche.

Auf einmal hielt es den Mann nicht mehr, seine Lippen bewegten sich, und ich hörte, wie er murmelte: „Sie auch... Die gleiche Bürde hat sie zu tragen...“ Und dann unverständliche Worte... Danach fiel er in sein Schweigen zurück, ließ aber die Augen — und welche brüderliche Augen — nicht von der Kreuzträgerin, die ungerührt und wie versteinert dasaß, um nur eins zu sein mit ihrer lieben Last.

Sie brach die Stille, um mich zu fragen: „Ist es noch weit?“ „Die zweite Haltestelle“, sagte ich. „Wenn Sie aus der U-Bahn steigen, gehen Sie die Allee zum Lyoner Bahnhof entlang.“

Der Mann hatte zugehört, er griff ein: „Ich begleite Sie“, sagte er, „ich wohne in der Gegend.“ Und er schwieg.

Jetzt noch bin ich überzeugt, daß er nicht die Wahrheit sagte, daß er einen Umweg machte. Wie ich auch glaube, daß sie den Weg zusammen gegangen sind, ohne ein Wort zu sagen. Das große Leid ist stumm, und die einfachen Herzen verstehen sich ohne die Hilfe des Wortes.

Ich würde mich aber nicht wundern, wenn die Mutter dem Fremden, der sie begleitete, die mir verweigerte Gunst erwiesen hätte, ihr helfen zu dürfen, fünf Minuten lang ihr Kreuz zu tragen.

Aus dem Französischen von Servais Helling.



AM START: *Gewerkschaftsjugend*

Schnee, Sonne und lachende Gesichter, das waren so die Hauptmerkmale beim Ski-Abfahrtslauf der Münchener Gewerkschaftsjugend Anfang März. Über hundert unserer jüngsten Gewerkschafter bis zu den Funktionären waren als Läufer erschienen, und die Suttenhütte konnte all die vielen Teilnehmer und Gäste nicht fassen, die bei dem fröhlichen Treiben dabei sein wollten. Doch was nicht in der Hütte Platz fand, suchte sich außerhalb im strahlenden Sonnenschein eine Sitzgelegenheit, um sein blasses Stadtgesicht bräunen zu lassen. Mit einem der Sonderzüge, die der Kreisauschuß München zusammen mit dem Kulturbund fast jeden Sonntag von München aus in die Berge leitet, waren 800 Gewerkschafter nach Tegernsee gekommen, und wohl der größte Teil davon pilgerte der Suttenhütte zu, um zusammen mit der Jugend das bedeutsame Ereignis zu erleben. Selbst ein vierjähriger Knirps stand interessiert am Ziel, und auch unser 73jähriger Gustl Schiefer vom Landesbezirksvorstand weilte unter den begeistertsten Zuschauern. Es war beinahe ein Volksfest rund um die Suttenhütte.

Unsere Mädels, die natürlich auch ihr Können unter Beweis stellen wollten, fuhrten auf verkürzter Strecke als erste. Anschließend starteten die Lehrbuben von 14 bis 16 Jahren, die aufgereggt wie Füllen den Moment des Beginns kaum erwarten konnten. Über zwei Stunden dauerte es, bis der letzte Läufer vom Starter auf die Fahrt geschickt wurde.

Das schönste am Ganzen war wohl, daß es ohne einen wesentlichen Unfall verlief. Es

gab zwar momentan traurige Gesichter, wenn sich bei dem einen oder anderen nach einem rasanten Sturz ein Skispitzel selbständig machte, doch wurden auch diese Pechvögel von der allgemeinen Stimmung am Ziel selbst wieder getröstet.



Ausgabe der Startnummern

Für die Münchener Gewerkschaftsjugend war dies ein Fest wie selten eines, das jedem Teilnehmer und Zuschauer in bester Erinnerung bleiben wird.

Text und Fotos: Sepp Weinbuch



Am Ziel



allerlei Berufsscherze

Seltsame Werkzeuge sind es, mit denen der junge Mensch, der eben die Schule verlassen hat und nun in das Berufsleben eintritt, Bekanntschaft machen muß. Haben sich die älteren Lehrlinge und Gesellen doch schon lange auf den Tag gefreut, da ihrer Scherz- und Necklust wieder mal ein Opfer dargebracht wird.

So wird der Junge, der Schlosser werden möchte, kaum daß er seinen Arbeitsplatz kennengelernt hat, schon fortgeschickt, um Amboßwische zu holen. Natürlich wird er bald gewahr, daß man ihn hereingelegt hat, aber auf den Hammer mit dem Gummistiel, mit dem man um die Ecke hauen kann, fällt er gleichwohl herein, und Karten zum Abtreibfest wird er bei Gelegenheit wohl ebenfalls besorgen müssen.

Nicht besser ergeht es dem jungen Schmied, der den großen Zuschlaghammer holen muß, den mit zwei Stielen, wo vier Mann dran anfassen können, während der Maurerlehrling zum Polier geschickt wird, um einen Sack voll Hebellöcher zu holen. Auch den Schleifstein zum Mauerabschleifen muß er besorgen.

Der junge Glaser muß den Glashobel holen, während der junge Maler um die Bogenschnur geschickt wird, wobei er das schwarze Weiß und die Leiter zum Fußbodenstreichen nicht vergessen darf.

Einen Eimer grünen Drehstrom muß der Elektrolehrling besorgen. Es kann aber auch Klingelstrom sein. Außerdem schickt man ihn um das messingne Augenmaß, das aber auch in anderen Berufen benötigt wird.

Der junge Autoschlosser muß 100 Gramm Kompression aus der Apotheke holen, mit denen die großen Wagen in Gang gebracht werden. Unterdes läuft der junge Dachdecker um die Dachschere, während der angehende Bergmann nach dem Stoßhobel geschickt wird.

Der junge Friseur wieder muß, ehe er das Schneiden und Herrichten von Bubiköpfen erlernt, die Bekanntschaft jener Haarschneidemaschine machen, die das Haar drei Millimeter unter der Haut fortnimmt.

Der pfiffigste Schusterjunge fällt wenigstens einmal auf das Flickbuch herein, während der Schneiderlehrling erst einmal ein Viertel-Pfund Knopflöcher besorgen muß, ehe er zum Meister sagen darf: Die Arbeit ist fertig, kann ich trennen?

Die Nonpareille-Holzschrift muß der junge Buchdrucker besorgen. Auch den rechnenden Bleistift soll er herbeischaffen. Außerdem muß er acht geben, daß er keine Bleiläuse bekommt.

Besser hat es der Redakteur. Er läßt sich die Redaktionsschere an die Rotationsmaschine anschließen und kann beruhigt nach Hause gehen. Außer daß er täglich das Datum seiner Zeitung ändern muß, hat er dann nichts zu tun; denn alles andere besorgt die Schere selbst.

Erich Grisar

AUS UNSEREN GRUPPEN

STICHWORT: STICHWORT

Die Chinesen sollen angeblich das höflichste Volk der Erde sein. Man behauptet das sogar von den Redakteuren der chinesischen Zeitungen, deren Kollegen in Deutschland doch in puncto Höflichkeit nicht den besten Ruf genießen. — Schickte da einmal ein Chinese ein unbrauchbares Manuskript an die Pekingener Tagespost und erhielt nach zwei Jahren folgende Antwort: „Verehrter Herr, nach kurzer Überlegung sind wir schon gleich der Meinung, daß Ihr Artikel so ausgezeichnet ist, daß wir es nicht wagen können, ihn abzudrucken, weil sonst die übrigen Beiträge der Zeitung zu stark abfallen würden. Mit ergebenen Grüßen! Ihr Chefredakteur Chang-Ly-Wang.“

Von glaubwürdiger Seite wurde uns dieses Musterbeispiel fernöstlicher Höflichkeit erzählt. Uns wurde es etwas mulmig dabei, weil wir an die dicke blaue Mappe dachten, in der sich unübersehbare Manuskripte mit Gruppenberichten stapeln. Zurückschicken können wir sie nicht: a) weil wir uns außer-

stande sehen, höfliche Absagebriefe im Stile Chang-Ly-Wangs abzufassen, b) wegen der Verärgerung der Gruppen, die ihre mit Schweiß geschriebenen Berichte gern gedruckt sehen möchten, und c) wegen des Mankos in der Portokasse. Eigentlich war es immer nur Punkt b), der uns von dem entscheidenden Schritt zurückhielt. Im vorigen Heft haben wir nun endlich die Lösung gefunden, die sowohl im Sinne der Manuskriptlieferanten als auch der Redaktion ist: Wir bringen unter „Stichwort“ kurze Auszüge aus den Gruppenberichten zum Nutzen aller Abonnenten. Seien wir doch ehrlich, ein sechsseitiges Manuskript über das Betriebsfest bei Ramschig & Co. interessiert nicht die Masse der 200 000 Leser. Wo sollte der „Aufwärts“ auch den Platz hernehmen? Dehnbare Gummiseiten sind noch nicht erfunden worden . . .

Jetzt aber noch eine Bitte: Werdet nicht kopfscheu, haltet nur ja nicht mit euren Gruppenberichten zurück. Die Redaktion will und muß wissen, was ihr draußen im Lande anstellt; aber ihr müßt es uns überlassen, daß wir entscheiden dürfen, was veröffentlicht wird.

STICHWORT: STILBLÜTE

Jeder Mensch hat sein Steckenpferd. Man braucht nicht ausgerechnet Angler (Siehe Seite 4) zu sein. Es gibt auch noch andere Leidenschaften, die nicht so nervenaufreibend sind. Ich kenne z. B. einen Mann, der beschäftigt sich mit Botanik. (Unter Botanik versteht man die Kunst, Blumen mit lateinischen und griechischen Schimpfnamen zu belegen.) Der besagte Mann allerdings sammelt nur Stilblüten. Was man darunter versteht, braucht nicht länger erklärt zu werden: Stilblüten wuchern sehr üppig in den Manuskripten, die der „Aufwärts“ von seinen Lesern geschickt bekommt. — Um auf den Mann mit dem botanischen Steckenpferd zurückzukommen: Er erscheint zeitweilig auf unserer Redaktion, durchwühlt die Manuskripte und schreibt sich in ein kleines Notizbuch die Stilblüten, die in seiner Sammlung noch fehlen. Ich weiß nicht, ob er einem Verein angehört. Bei den Deutschen ist man ja nie ganz sicher. Auf jeden Fall erzählte er uns gestern, seine Sportsfreunde (!) hätten sich über seine



neueste Entdeckung, die er in den Aufwärts-Manuskripten gemacht hatte, totgelacht. Hier ist sie: Eine Jugendgruppe aus dem Bergischen Land hatte eine Wanderung durch das Eifental gemacht. „Mittags ließen wir uns trotz der kalten Jahreszeit am Bache nieder, und weil wir kein Geld für das teure Gasthausessen hatten, kochten wir uns selbst.“ — Wirklich, ein ganz merkwürdiger Fall von Kannibalismus.

STICHWORT: FLUIDUM

Die Jugendgruppe im Ortsausschuß Mühlacker schreibt uns:

„. . . nun spricht der Jugendleiter: In mitreißenden Worten schildert er die Not der Jugend und weist in richtunggebenden Worten Wege in die Zukunft. Seine Worte kamen von Herzen und gingen zu Herzen. Reicher Beifall rauschte auf. Und nun zeigte die Jugendgruppe des Steuler-Werkes, was sie kann. Noch ein Gedicht »Ich rufe die Jugend«, und dann folgt das Schauspiel »Der Wilderer«. Ein Wagnis?! Im Großen Saal des Umlandbaues ist es still geworden. Akt auf Akt rollt ab. Es springt ein Fluidum von der Bühne ins Publikum. Da spielt die Jugend; 16- bis 17-jährige Mädchen und Buben spielen und beschämen manchen Verein mit einer Leistung, die nach den Worten der Presse über anderen steht. Ein ernstes Stück, ergreifend in seiner letzten Szene. Und wieder steht als Programmansager Kollege Berse vor dem Vorhang und kündigt die weitere Programmfolge an. Vom Ernst zur Freude. Schon rollt der »Holzhackertanz« über die Bühne. Wieder eine Leistung. Ein Sketch »Die Nichte aus Amerika«, Matrosentanz, Liedvorträge reihen sich an. Frohes

Lachen und rauschender Beifall aus dem Zuschauerraum quittieren jede Leistung. . . Beachtenswert ist die Mühe, die ihr für diesen Abend aufgewandt habt. Der Erfolg hat euch ja auch nicht enttäuscht. Es fragt sich nur, was unbeteiligte Leser zu diesem Bericht sagen. Lest ihn doch bitte noch einmal aufmerksam durch. Die wundervolle Stilblüte haben wir natürlich schon längst gefunden: „Es springt ein Fluidum von der Bühne ins Publikum“. (Mit oder ohne Anlauf?) — Das soll aber nicht kritisiert werden, weil wir dem besagten Stilblütensammler wieder eine Freude damit machen können. Aber was gibt es denn grundsätzlich an diesem Bericht zu bemängeln?



Unser

Bundes- Jugendausschuß

Der Bundes-Jugendausschuß des Deutschen Gewerkschafts-Bundes trat erstmalig unter Leitung des Kollegen Willi Ginhold zur Erledigung einer umfangreichen Tagesordnung zusammen.

Kein Arbeitsdienst

In einer eingehenden Aussprache wurde über das gewerkschaftliche Jugendprogramm gesprochen. Man kam zur Festlegung organisatorischer Richtlinien und der Aufgabenteilung der Gewerkschaftsjugend. Eine redaktionelle Formulierung wurde zurückgestellt, um mit den Industriegewerkschaften einige letzte organisatorische Fragen zu klären. Weiter beschäftigte sich der Bundesjugendausschuß eingehend mit der Jugendarbeitslosigkeit. Erschöpfend wurden die Möglichkeiten zu deren Beseitigung besprochen und das erarbeitete Material dem Bundesvorstand überwiesen. Die Wiedereinführung des Arbeitsdienstes als Maßnahme zur Beseitigung der Jugendarbeitslosigkeit wurde entschieden und einmütig abgelehnt. Gleichzeitig sprach man die Erwartung aus, daß die Bundesregierung bald mit der Bearbeitung des gewerkschaftlichen Gesetzentwurfes für ein neues Jugendschutzgesetz beginnen möge, wie auch im Zuge der Neuordnung des gesamten Lehrlingswesens und in Anbetracht der Berufsnot der Jugend die Schaffung eines Berufsausbildungsgesetzes unbedingt notwendig ist.

Eine Warnung

Weiter lehnte der Bundesjugendausschuß eine Beteiligung der Gewerkschaftsjugend als Organisation an dem von der Freien Deutschen Jugend geplanten „Pfungstmarsch“ nach Berlin ab. Der Bundesjugendausschuß erblickt in dem „Pfungstmarsch“ einen Mißbrauch der Jugendlichen zu Propagandazwecken. Er warnt daher die jungen Gewerkschafter davor, sich zu politischen Zwecken mißbrauchen zu lassen. Der Bundesjugendausschuß beschäftigte sich in diesem Zusammenhang mit der in jüngster Zeit zu beobachtenden antidemokratischen Arbeit der Freien Deutschen Jugend in der Bundesrepublik.

Jugendschrifttum

Zur Frage Schmutz- und Schundgesetz sprach sich der Ausschuß gegen ein derartiges Gesetz aus, da mit Verboten dem Übel nicht beizukommen ist. Der Bundesjugendausschuß hält es für erforderlich, durch positive Maßnahmen, gutes und billiges Jugendschrifttum, Besserung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Jugendlichen die Schmutz- und Schundliteratur zu bekämpfen.

Im weiteren Verlauf der Tagung wurde noch eine Reihe wichtiger Fragen behandelt, mit denen wir uns in nächster Zeit beschäftigen werden. Kollege Hans Böckler ließ es sich nicht nehmen, die Jugendfunktionäre zu begrüßen und in längeren Ausführungen die Bedeutung gewerkschaftlicher Arbeit darzulegen.

Sein letzter Start

An einem kalten Wintertag rast ein schwerer Mercedeswagen über eine abgesteckte Strecke auf der Autobahn zwischen Darmstadt und Frankfurt mit dem Ziel, die absoluten Geschwindigkeitsrekorde zu brechen. Der Durchschnitt von Hin- und Rückfahrt ergibt den Rekord. Am Steuer des Wagens sitzt Rudolf Caracciola. Der Versuch gelingt auf Anhieb. Rudolf Caracciola fährt über ein Kilometer und über eine Meile neue Rekorde, die bisher von Bernd Rosemeyer gehalten wurden, der sie am 15. Oktober 1937 aufstellte.

Nach dem sofort gelungenen Versuch drängt man Caracciola, nochmals zu starten, um eine weitere Verbesserung zu erzielen. Mit dem Hinweis auf den aufkommenden Seitenwind und die noch verreifte Bahn lehnt Caracciola ab. Auch das Argument, Bernd Rosemeyer werde gleich starten, um ihm die Rekorde wieder abzufragen, können ihn nicht umstimmen. Caracciola fährt an diesem Morgen nicht mehr.

Man schreibt den 28. Januar 1938.

Eine Stunde später steht Bernd Rosemeyer mit seinem Auto-Union-Wagen zum Start bereit. Neben seinem Wagen steht Rudolf Caracciola. Lachend gratuliert Rosemeyer Caracciola zu der Rekordfahrt. Zwei Meisterfahrer und welche Gegensätze! Hier Bernd Rosemeyer, jung, tatendurstig, voll ungestümer, vorwärtsdrängender Kraft. Rücksichtslos im Einsatz, weder Material noch sich selbst schonend, glaubend, alles erreichen zu können. In kurzer Zeit hat er sich in die Elite der Rennfahrer gefahren. Dort Rudolf Caracciola, der Mann der langen Praxis, der schon 1922 seine ersten Siege steuerte. Der Mann der kühlen Besonnenheit, der souveränen Fahrkunst, der seinen Wagen wie am Band gezogen durch die Kurven steuerte. Der Mann, der mehrmals Europameister wurde, den man als weltbesten Rennfahrer bezeichnet, der in sechzehn Rennjahren auf den verschiedensten Wagenmarken eine gleichbleibende Spitzenleistung zeigte, der immer wieder bewies, daß Rennen nicht immer durch die Schnelligkeit des Wagens, sondern auch mit dem Kopf gewonnen werden, Rudolf Caracciola — eine einmalige Rennfahrerscheinung.

Die Menge um Rosemeyers Wagen tritt zurück. Alles fertig zum Start. Caracciola geht zu Brauchitsch, der mit ihm gekommen ist. Die Baumwipfel schwanken unter dem aufgekommene Wind. Caracciola meint: „Bei dem Wind...“ Brauchitsch zuckt die Schultern und schweigt.

Rosemeyers heller Wagen schießt davon. Die Menge wartet. Es kann nicht sehr lange



Bernd Rosemeyer

Foto: Archiv

dauern, bis er wieder zurückkommt. Bald ist Rosemeyer wieder da. Caracciolas Rekord ist nicht gefallen. Rosemeyer soll noch einmal starten.

Und ein Mann blickt zu den Baumwipfeln, immer stärker wird der Wind. Er geht ihm nicht aus dem Sinn — der Wind, er hat selbst erlebt, als der Wind noch schwach war, wie er versuchte, den rasenden Wagen aus der Bahn zu drängen, und wie man das Steuer gegenhalten mußte. Wie schwer es war und wie schwer es jetzt seinem Kameraden Rosemeyer sein muß, damit fertig zu werden.

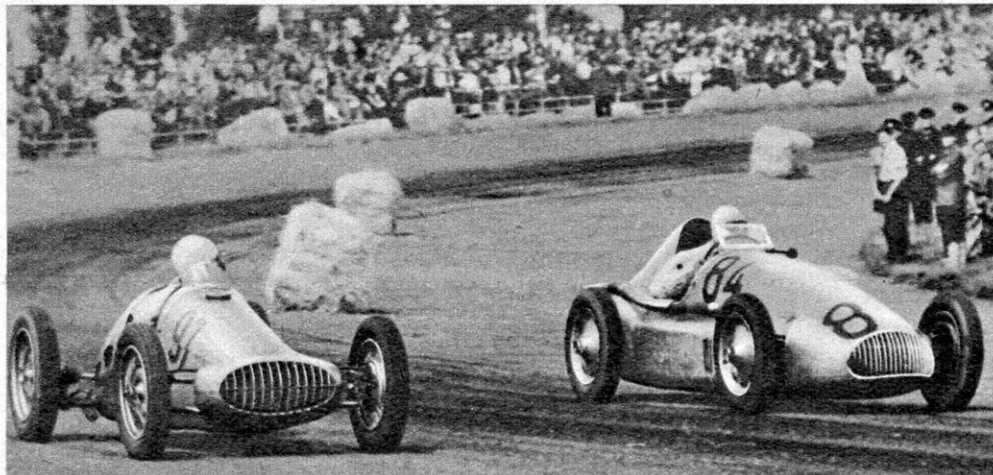
Der Wind ist der gefährliche Feind, und Bernd Rosemeyer startet erneut. Wieder warten die Menschen am Start.

Dann geht es wie ein Schlag durch die Menge. Die Menschen laufen in der Richtung, in der der Wagen Rosemeyers wie ein Pfeil verschwunden ist. Wagen starten, bahnen sich den Weg durch die laufende Menge, werden schneller, verschwinden in der Ferne. Bernd Rosemeyer kehrt nicht wieder.

Im Wald findet man den kühnen, wagemutigen Fahrer, den vorbildlichen Sportsmann, sein gebrochener Blick sieht in die am Himmel eilenden Wolken.

In den Wipfeln des Waldes zieht der Wind — der ihn bezwungen.

Foto: dpa



BUNTE SPORTPLATTE

135 Meter ist nun die größte Weite im Skispringen oder man kann fast sagen — Skifliegen. Von der Riesenschanze in Oberstdorf sprangen in den ersten Märztagen die Skispringer insgesamt 430 Sprünge. 232 Sprünge lagen über 100 Meter. Den weitesten Sprung tat der Schwede Dan Netzell. Sepp Weiler blieb um 2 Meter dahinter. Am Sonntag, dem 5. März, waren 100 000 Menschen Zuschauer an der Sprungschanze.

Der FC St. Pauli Hamburg soll 500 Mark Geldstrafe zahlen, weil der englische Schiedsrichter Crane das Spiel zwischen „Old Boys“ Argentinien und St. Pauli ohne Genehmigung des Verbandes leitete. Crane leitete das Spiel musterhaft, und die Argentinier waren des Lobes voll über diese Schiedsrichterleistung. Dafür soll St. Pauli nun 500 Mark Geldstrafe zahlen. Auch der Sport wird vom Bürokratismus beherrscht und geleitet.

Die Meisterschaftsspiele der deutschen Oberligen gehen ins letzte Drittel. Überall schälen sich die Favoriten heraus und setzen sich an die Spitze. Im Süden führt der Neuling Fürth mit Vorsprung die Tabelle an und hat gute Aussichten, das Rennen zu machen. Im Südwesten wird es die Mannschaft der Brüder Walter in diesem Jahr kaum schaffen, da Wormatia Worms mit drei Punkten Vorsprung das Feld anführt. Auch der Meister des Westens, Borussia Dortmund, führt mit gutem Vorsprung und hat Aussichten, wiederum Meister zu werden. Im Norden hat der Hamburger Sportverein ebenfalls einen klaren Vorsprung vor St. Pauli.

Erfüllte Rache

Mr. Bronton war ein tüchtiger und angesehen Schiedsrichter in London, der in seiner langen Laufbahn manches bedeutende Spiel geleitet hatte.

Eines Tages bezog er eine neue Wohnung in einem jener typischen, von vielen Familien bewohnten Londoner Häuser. Gleich an einem der ersten Abende kam er spät nach Hause und mußte die peinliche Feststellung machen, daß er seinen Hausschlüssel vergessen hatte.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Portier herauszuschellen. Dieser erschien auch nach einiger Zeit und öffnete das Türfenster. Zum Erstaunen von Mr. Bronton wurde aber die Tür nicht geöffnet, sondern er hörte, wie der Portier sich entfernte. Doch bald kam er wieder, öffnete erneut das Türfenster und — hielt dem überraschten Mr. Bronton auf einem alten vergilbten Zeitungsausschnitt sein immerhin abgegriffenes, doch erkennbares Bild als Schiedsrichter vor.

„Sind Sie der hier abgebildete Schiedsrichter?“ fragte der Portier. — „Ja!“ — „Haben Sie vor ungefähr zwölf Jahren in Highbury ein Spiel zwischen Stoke und Lambeth United geleitet und dabei einen Spieler des Platzes verwiesen?“ Gute Schiedsrichter erinnern sich aller solcher Geschehnisse, und auch Mr. Bronton erinnerte sich. Er bejahte die Frage.

„Dieser Spieler war ich, und seit zwölf Jahren warte ich auf die Gelegenheit zur Rache!“, sprach der Portier, schloß das Türfenster und überließ Mr. Bronton die Wahl, wo er für diese Nacht sein Haupt betten konnte.



Paul Distelbarth: Lebendiges Frankreich. 488 Seiten, 28 Abb., 14 DM. — **Franzosen und Deutsche.** 216 Seiten. Kart. 4,80 DM. Beide im Rowohlt-Verlag, Hamburg, Stuttgart, Baden-Baden.

Distelbarth gilt als einer der besten Frankreich-Kenner. Seit dem ersten Weltkrieg hat er das Volk jenseits des Rheins immer wieder aufgesucht, um seine Eigenarten und Gewohnheiten kennenzulernen. Eine hohe Begeisterung für die Verständigung unter den Nationen führte ihn zu einem gründlichen Studium des westlichen Nachbarvolkes, gegen das er wenige Jahre vorher selbst gekämpft hatte. Dabei ist es sein großes Verdienst, daß er sich aller Vorurteile restlos entledigte und ganz von vorn begann, einen Eindruck Frankreichs zu gewinnen, der durch keine oberflächlichen Berichte und einseitigen Schilderungen verzerrt war, sondern, allein auf eigenem Erleben und Erkennen aufgebaut, das wahre Gesicht wiedergab, wie es das Volk spiegelt, ein „Lebendiges Frankreich“. Nachdem Distelbarth in langen Jahren einen sicheren Eindruck gewonnen und durch wissenschaftliche Studien seine eigenen Beobachtungen vertieft und erweitert hatte, schrieb er 1935 sein umfassendes Werk „Lebendiges Frankreich“. Obwohl es wenige Jahre später von den Nationalsozialisten verboten wurde, konnte es sich doch schon damals den Ruf des grundlegendsten und objektivsten Buches über Frankreich erwerben. In Frankreich selbst wurde es als eine großartige Deutung französischen Wesens anerkannt. Mag sich seitdem manches geändert haben — die Grundzüge des Volkes westlich unserer Grenzen haben auch die Krisen unserer Tage überstanden wie alle anderen früherer Zeiten.

„Allen Menschen, die guten Willens sind“, ist Distelbarths Buch gewidmet. Es ist mit einem fühlenden, warmen Herzen geschrieben von einem Menschen, dem

es um die Wahrheit geht. Auch dann, wenn sie zur Selbstanklage führt und unerbittlich harte Worte fordert. Denn es gilt, ein falsches Bild mit allen Mitteln zu bekämpfen und durch ein objektives, richtiges zu ersetzen. Die Person Frankreich vorzuführen, wie sie tatsächlich lebt, das ist das Anliegen dieses aufschlußreichen und spannenden Buches.

Im ersten Teil des Werkes zeigt der Autor, wie unwahr unsere Vorstellungen vom Nachbarvolk im Westen waren. Durch ausführliche Betrachtungen seiner Geschichte, seiner Kultur und seines Geistes zeichnet er in festen Umrissen das Antlitz Frankreichs, wie es sich dem gründlichen Beobachter zeigt. Es ist ein großes umfassendes Charakterbild, das von tiefem Verständnis und verantwortungsvollem Forschen zeugt. In den folgenden Bildern und Szenen aus Frankreich gibt der Verfasser eigene Erfahrungen und Erlebnisse wieder, die er während seiner Reisen in Frankreich hatte. Diese kleinen Schilderungen aus dem französischen Alltagsleben geben einen treffenden Hintergrund zu den Betrachtungen im ersten Teil und bringen dem Leser den französischen Menschen gegenständig nahe. In Verbindung mit zahlreichen Abbildungen führen sie direkt zum Leben des Volkes, das nicht länger durch verschwommene Begriffe ungenauer Berichte mißverstanden wird. Die Beseitigung aller hindernden Mißverständnisse aber ist die Aufgabe dieses Buches.

Nachdem Distelbarth nach langen Jahren unfreiwilligen Exils in Frankreich zurückkehrte, schrieb er „Franzosen und Deutsche“, um noch einmal zu mahnen und zu lehren, diesmal noch eindringlicher und freier. Wieder spürt der Verfasser alle Einzelheiten auf, wieder schildert er französisches Wesen, diesmal im Vergleich mit dem deutschen, und wieder entwirft er sein neues Gesichtsbild. Seine Wahrheiten scheinen oft gar zu hart. Krieger und Bauern stellt er dar und versucht so den Gegensatz Deutschland-Frankreich noch klarer herauszustellen. Er geht bis auf den Ursprung der Völker zurück und versucht von da aus ihre unterschiedliche Entwicklung zu erklären. Mag diese Auslegung übertrieben erscheinen — sie führt dennoch zu markanten Vergleichen und zeigt ein neues Bild, das eine rege Diskussion entfachen wird. Er gibt keinen Trost, seine ersten Erkenntnisse sollen zum Nachdenken zwingen. Nur so kön-



Französische Gewerkschaftsjugend in Deutschland
Foto: Wiedemann

nen wir Unkenntnis und Überheblichkeit bekämpfen. Das aber müssen wir tun, besonders wir Jungen, denn wir sind heute aufeinander angewiesen, wir müssen uns verstehen lernen, wenn wir leben wollen.
Karl W. Künz

Ernst Schnabel: Sie sehen den Marmor nicht. Dreizehn Geschichten. Verlag Claassen & Goverts, Hamburg. (In Leinen gebunden.)

Die Straßenjungen von Carrara sehen den Marmor nicht, der ihre Stadt seit mehr als 2000 Jahren berühmt gemacht hat. Sie sehen seine Schönheit nicht, weil er für sie alltäglich ist.

Wir sehen fast die Trümmer nicht mehr — so sehr haben wir uns daran gewöhnt. Aber wir nehmen auch nicht wahr, daß sie wie Marmor schimmern, wenn ein klarer Februartag mit rosavioletter Sonne darüberliegt.

Ernst Schnabel, der Verfasser dieser dreizehn unsentimentalen Geschichten, ist als Seemann viel in der Welt herumgekommen. Man spürt in seinen Erzählungen den Blick über die Grenzen, den frischen Wind der Meere, die Verbundenheit mit der Natur und den Menschen, denen er brüderlich zugetan ist. Die Schicksale der Menschen, die hier festgehalten sind, ob in Neuyork, Hamburg, Bangkok oder Mexiko, sind bunt, und immer sind sie interessant, man vergißt sie nicht schnell.

Es kann einem beim Erinnern an ein paar Worte aus diesem Buche so gehen, daß man beim Warten auf die Straßenbahn auf dem lärmfüllen Platz einen Augenblick die Augen schließt und auf die Stimme dieser großen Stadt hört, so wie es Konstantin macht. Der ist auf abenteuerliche Weise als blinder Passagier von Hamburg nach Neuyork gekommen und bringt den letzten Abend vor seiner Rückreise 10 Fuß unter der Erde bei den Kalebeggern. Da hört er einen tiefen summenden Ton, einen Akkord von Millionen summenden tiefen Tönen, das dunkle Geräusch dieser Stadt.

Ernst Schnabel erzählt schlicht und eindeutig, sachlich und ohne zu moralisieren. Man wird manchmal an die amerikanischen Stories erinnert, die auch bei uns ihren festen Leserkreis gefunden haben.

Regina Ullmann: Von einem alten Wirtshausschild. Erzählungen. Verlag Claassen & Goverts, Hamburg. (In Leinen gebunden.)

Wann bleiben — uns heute die Zeit und Ruhe, nach einem Buch zu greifen, das uns nicht nur die Schicksale der Menschen schildert, sondern uns an die Schönheiten der kleinen Dinge heranführt, die uns täglich umgeben. Fast ist es uns zur Gewohnheit geworden, uns in der Kurzgeschichte nur mit dem Schicksal auseinanderzusetzen, für den weitausholenden Roman bleibt uns kaum Zeit.

Regina Ullmann schenke uns in ihren Geschichten „Von einem alten Wirtshausschild“ Erzählungen, die die kurze Form mit der liebevollen Schilderung von Natur, Umgebung und Atmosphäre auf glücklichste verbinden. Es sind keine großen Geschehnisse, die die Erzählerin uns nahebringt. Einfache Menschen, so wie sie dir und mir täglich begegnen können, treten vor unsere Seele und sind Teil dieses Lebens, das wie die Verfasserin meint, „wahrhaftig noch irgendwo eine Tanzbodenmusik hat, der wir nur noch nicht ganz auf die Spur gekommen sind“.

Der nachdenkliche Leser wird sie lieb gewinnen, er wird bei dem Duft der Wälder Böhmens und dem Blick in die verlorene Welt der Romantik die Hast und Mühe des eigenen Alltags vergessen.

Rudolf Utsch: „Gold im Urwald“, Aussaat-Verlag des westdeutschen Jungmännerbundes, Wuppertal. Preis 4,80.

Ein Abenteuerbuch im Dschungel und in der Wildnis Sumatras. Es ist die Geschichte eines deutschen Forschers und Geologen und seines Sohnes, die in den riesigen Wäldern, den Schluchten und Bergen Gefahr, Freude und Not teilen. Nicht aus Abenteuerlust kommen die Erlebnisse, sondern aus gefährlicher Arbeit und dem Pflichtbewußtsein. Wirklich Erlebtes hat der Erzähler gut und kraftvoll gestaltet und versteht es, den Leser in Spannung zu halten.

Das Buch ist keine billige Unterhaltung, sondern eine gute und lehrreiche Lektüre.

Herausgeber: Deutscher Gewerkschafts-Bund. Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln, Breite Straße 70, Telefon 5 86 41. **Schriftleitung:** Hans Treptle, Köln, Pressehaus, Ruf 5 86 41. **Fernschreiber:** 038/562. **Verlagsleitung:** Heinz Decker, Georg Reuter. Erscheint alle 14 Tage. Bezugspreis vierteljährlich 85 Pfg. zusätzlich 18 Pfg. Zustellgebühr. Bestellung bei allen Postämtern und Jugendfunktionären. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. **Druck:** Kölner Pressedruck GmbH., Köln, Pressehaus, Breite Straße 70.

Ist unser Jugendstrafrecht noch in **ORDNUNG?**

Das Jugendstrafrecht hat in den letzten Jahrzehnten große Wandlungen durchgemacht. Während das Strafgesetzbuch (StGB) von 1871 Jugendliche als „kleine Erwachsene“ behandelte und bestimmte, daß Kinder vom 12. Lebensjahre an strafbar seien, brachte das Jugendgerichtsgesetz vom 16. Februar 1923 erstmalig die Erkenntnis der Eigenart der jugendlichen Persönlichkeit.

Es übertrug die Behandlung der kriminellen Jugendlichen besonderen Jugendgerichten, die noch heute bestehen. Es führte außer der Bestrafung zusätzlich Erziehungsmaßregeln ein. Im Laufe des zweiten Weltkrieges wurde das Jugendgerichtsgesetz durch mehrere Verordnungen wesentlich geändert und ging schließlich in das neue Reichsjugendgerichtsgesetz (RJGG) vom 6. November 1943 auf, das noch heute gültig ist.

Das RJGG unterscheidet drei Altersstufen: Das Kind bis zum vollendeten 14. Lebensjahr, den Jugendlichen bis zum vollendeten 18. Lebensjahr und den Erwachsenen. Das Kind ist strafrechtlich nicht verantwortlich, der Jugendliche ist bedingt verantwortlich, der Erwachsene ist voll verantwortlich.

Die Grenzen der Verantwortlichkeit von 14 bis 18 Jahren sind aber nicht völlig starr. Sie können vorverlegt werden. Gem. § 3 III 2 kann schon ein Zwölfjähriger wie ein Jugendlicher zur Verantwortung gezogen werden, „wenn der Schutz des Volkes wegen der Schwere der Verfehlung eine strafrechtliche Ahndung fordert“, und gem. § 20 kann der sog. jugendliche Schwerverbrecher wie ein Erwachsener bestraft werden.

Die letzteren Zwischenstufen sind es, die heute problematisch sind, und es wäre begrüßenswert, wenn ihr euch einmal Gedanken darüber machen würdet und sie der Redaktion mitteilt. Man kann nämlich durchaus der Auffassung sein, daß es sich hierbei um Reste nationalsozialistischer Gedankenguts handelt, während andere das bestreiten. Un-

seres Erachtens liegt für eine Vorverschiebung der strafrechtlichen Verantwortlichkeit auf Schulkinder unter 14 Jahren selbst bei Frühreifen kein Bedürfnis vor. Diese Bestimmung entspricht nicht mehr unserem heutigen Rechtsempfinden. Ein Kind gehört nicht ins Gefängnis! Vielmehr hat hier die Einweisung in eine Fürsorgeerziehungsanstalt gem. §§ 11, 13 des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes (RJWG) zu genügen. Es ist eigentlich erstaunlich, daß diese Bestimmung noch nicht wieder beseitigt ist.

Ähnliches gilt unseres Erachtens von der Vorverlegung der vollen Verantwortlichkeit. Die Bestrafung fließt hier wiederum allein aus dem Schutzprinzip („und der Schutz des Volkes diese Behandlung fordert“); sie widerspricht dem Schuldgrundsatz und ist deswegen abzulehnen. Die manchmal sehr schwer erscheinenden Straftaten werden in der Entwicklungszeit begangen, in der die geistige und sittliche Entwicklung noch in keiner Weise abgeschlossen ist — auch bei den Frühreifen nicht. Man darf diese Jugendlichen deshalb nicht wie Erwachsene verantwortlich machen. Es sind vielmehr erforderlichenfalls geeignete Sicherungs- und Besserungsmaßnahmen anzuwenden. Ein noch jugendlicher „Verbrecher“ gehört nicht ins Zuchthaus!

Zu erwähnen ist noch, daß auch die sogenannte Spätentwicklung bei den Jugendlichen berücksichtigt wird. Dies ist zu begrüßen. Auch nach Vollendung des 14. Lebensjahres ist ein Jugendlicher nur verantwortlich, wenn er nach seiner sittlichen und geistigen Entwicklung die nötige Einsichts- und Willensbestimmungsfähigkeit hat (§ 3 I RJGG). Mit der Vollendung des 18. Lebensjahres tritt aber stets die volle strafrechtliche Verantwortlichkeit ein. Hier kann nur der § 51 StGB („mildernde Umstände“) bei Entwicklungshemmungen herangezogen werden, der aber bekanntlich für alle gilt. Kt.

DAS KLEINE LEXIKON

D. P.

= „Displaced Persons“ (sprich: disple-ist pörsn).
Wörtlich: Verschieppte Personen. Ursprüngliche Bezeichnung all derjenigen, meist jüdischen, Personen, die im Verlaufe des Krieges von Hitler zwangsweise nach Deutschland gebracht wurden. Später erstreckte sich diese Bezeichnung auch auf — meist politische — ausländische Flüchtlinge, die nach dem 8. Mai 1945 von verschiedenen Ländern nach Westdeutschland flohen.

Geschwindigkeiten

Vor kurzem erreichte ein Versuchsflugzeug die Stundengeschwindigkeit von etwa 1000 km, was einer Sekundengeschwindigkeit von 276 m entspricht. Die meisten von uns lesen diese Nachricht, ohne sich weiter Gedanken darüber zu machen. Vergleichen wir aber einmal die uns geläufigen Geschwindigkeiten damit: ein Fußgänger legt z. B. in der Sekunde etwa 1 bis 1,7 m zurück, ein Schlittschuhläufer bringt es dagegen schon auf 11 m in der Sekunde. Auf der Radrennbahn werden sogar Geschwindigkeiten von 23 bis 24 m in der Sekunde erreicht, während ein Pferd im Trab etwa 13, im Galopp etwa 25 m zurücklegt. Ein Schnellzug fährt im Durchschnitt 30 m, ein Rennauto bringt es bereits auf Höchstleistungen von 70 bis 80 m in der Sekunde. Es ist möglich, daß demnächst Fluggeschwindigkeiten erreicht werden, die der Schallgeschwindigkeit (333 m in der Sekunde) entsprechen.

Musikalische Bezeichnungen

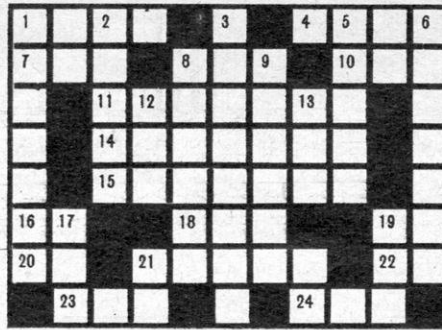
Adagio (ital.) = langsam.
Allegro (ital.) = mäßig schnell.
Allegretto (ital.) = mäßig lebhaft.
Andante (ital.) = ziemlich langsam.
Vivace (ital.) = munter, lebhaft; vivacissimo = sehr lebhaft.
Piano (ital.), meist abgekürzt: p = schwach, leise.
Pianissimo (ital.), Abkürzung: pp, ppp = sehr leise.
Forte (ital.), in der Musik: stark (f).
Fortissimo (ital.) = sehr stark (ff, fff).
Mezzoforte (ital.) = halbstark (mf).
Lento (ital.) = langsam.

Poesie

= Dichtkunst, ist die Kunst der ästhetisch wertvollen Darstellung durch Wörter; sie geht darauf aus, die Gefühlsinhalte des Lebens zu erschließen, unterscheidet sich aber von der Musik dadurch, daß sie nicht nur Stimmungen und seelische Erregungen, sondern wirkliche Vorgänge, Erlebnisse, bestimmte Gedanken und Gefühle zur Darstellung hat. Der Reichtum der poetischen Sprache setzt sie in den Stand, mit großer Freiheit in diesem oder jenem Punkte zu beleben, Phantasie und Gefühl in besonderer Weise anzuregen, die Aufmerksamkeit zu lenken und Wesentliches zu betonen. Die Grundgattungen sind die lyrische, epische, dramatische und didaktische Dichtung (Lyrik, Epos, Roman, Novelle, Märchen, Drama, Lehrgedicht usw.). Roman (französ.), war ursprünglich ein Schriftwerk in der Volkssprache bei den romanischen Nationen, dann künstlerisch geformte Erzählung, die im Gegensatz zum Epos die Einzelpersönlichkeit sozial gebunden sieht; in der Weite des Blickfeldes unterscheidet sich der Roman von der Novelle. Der Roman entwickelt sich zuerst in der Spätantike (Abenteuer- und Liebesgeschichten), im Mittelalter werden die französischen Ritterromane (Artussage) vorbildlich für die höfische Unterhaltungsliteratur von Westeuropa. Im 16. Jahrh. folgt der Schäfer-Roman. Zum realistischen Roman führen der satirische Roman (Don Quichotte) und der spanische Schmelzenroman. Das Barock schuf den galanten, politisch-historischen Roman. Der sich aus dem Realismus entwickelnde Naturalismus der Franzosen wirkt stark in Deutschland. Novelle (ital. = Neuigkeit), strenger geschlossene Erzählung als der weitausladende Roman, ist eine Schöpfung der Renaissance, meist kurz. Die Konzentration besteht nicht, wie beim Drama, in der Einheit der Person des Helden, sondern in der Begrenzung des Vorfalles, der wirklichkeitsgetreu berichtet wird.

Drama (griechisch), die in einem wirklichen oder künstlich dargestellten Raum (Tempel, Bühne, Marktplatz, Kirche, Freilichtbühne) für den Zuschauer zum Erlebnis werdende sichtbare gegenwärtige Darstellung von Handlungen, Ereignissen und Zuständen. Ihre Form ist bedingt durch die technischen Möglichkeiten des Bühnenraumes und der Schauspielkunst. Grundvoraussetzung, gegenüber dem bloßen Gespräch (Dialog), ist die auf Wechselrede, Einzelgespräch, Ausdruck und Bewegung gegründete Handlung. Seinem inneren Wesen nach ist das Drama das Spiel vom menschlichen Willen, der gegen andere Mächte in, neben oder über dem Menschen ankämpft und entweder unterliegt oder sich freiwillig beugt (Tragödie und Drama im engeren Sinne) oder triumphiert. — Überlieferungsmaß wird das Drama in fünf Akte (Aufzüge) gegliedert, die sich verteilen auf 1. Einführung (Exposition), 2. Entwicklung: erregendes Moment, Höhepunkt der Verwicklung, Umschwung (Peripetie), 3. Entscheidung (Katastrophe). Diese Einteilung wurde in letzter Zeit zum Teil aufgegeben.

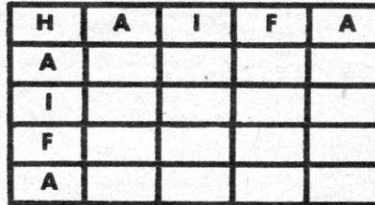
Märchen sind Geschichten, die Wirkliches mit Wunderbarem verknüpfen. Die Volksmärchen, mündlich fortgepflanzt, haben ziemlich feststehende Darstellungsmittel und schlichte Charakteristik, ihre Motive sind überall gleich, sie stammen aus einer mythischen Anschauung der Welt, die alle Völker einmal durchgemacht haben. Ungewöhnlich begabt hierin waren die Inder und Araber. Im 18. Jahrhundert wurde das Kunstmärchen Mode, das mit den Anschauungen einer überwundenen Zeit ironisch, auch moralisierend spielt.



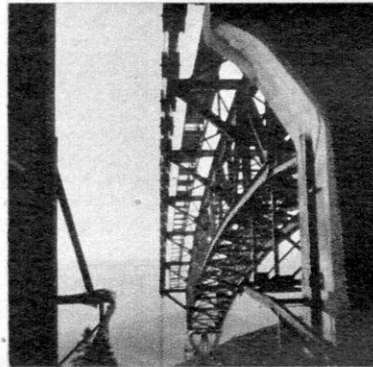
Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Gefäß, 4. Schriftstück, 7. Lebensgemeinschaft, 8. Fluß in Sibirien, 10. Kurzbezeichnung für Amerikaner, 11. Land in Europa, 14. Fehlbetrag, 15. Mädchenname, 16. Flächenmaß, 18. Kosewort, 19. tierisches Produkt, 20. französischer Artikel, 21. Industriestandort in Sachsen, 22. englischer Artikel, 23. Eingang, 24. Obsttrei.

Senkrecht: 1. Schlafmittel, 2. Stoffart, 3. Säufervahn, 5. Begrenzung einer Fläche, 6. politisches Ziel der Deutschen, 8. Genußmittel, 9. italienischer Maler, 12. Abkürzung für Telefon, 13. Schwur, 17. geistige Hilfe, 19. Gefrorenes.



Die Namen einer ägyptischen Stadt, eines deutschen Flusses, eines kleinen Raubtieres, eines kleinen Werkzeuges und einer Droge (Gift) sind so zu ordnen, daß sie waagrecht und senkrecht gleich lauten.



Was könnte das sein?

Schwebebahn, Förderturm, Bergbahn, Brückenkonstruktion?
Es ist das Auflaufwerk der Drahtseilbahn in die Endstation und Antriebswerk auf dem Schauinsland (Schwarzwald).

Wer schrieb ...

Das Drama „Des Teufels General“?

Thomas Mann
Ernst Wiechert
Karl Zuckmayer
René Deltgen

Das Gedicht „Das Lied von der Glocke“?

Heinrich Heine
Erich Kästner
Friedrich Hebbel
Friedrich Schiller

Das Märchen „Der Wolf und die sieben Geißlein“?

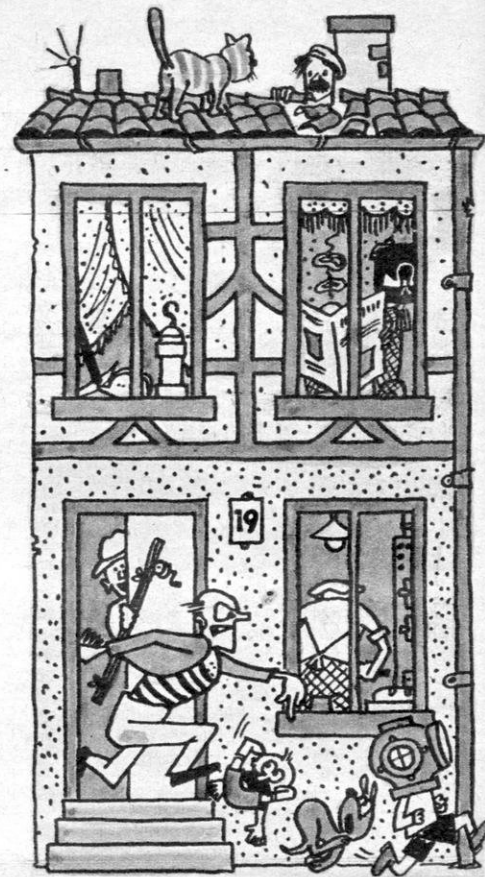
Rainer Maria Rilke
Brüder Grimm
Wilhelm Hauff
Hans Sachs

Das Kinderbuch „Emil und die Detektive“?

Edgar Wallace
Hans Albers
Bert Brecht
Erich Kästner

Den Roman „Der Schatz der Sierra Madre“?

Maxim Gorki
B. Traven
Mark Twain
Ludwig Thoma



Welchen Beruf haben die sechs Bewohner dieses Hauses?

Auflösungen aus Nr. 5

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Brentano, 6. Sachse, 10. Ort, 12. Uhl, 13. Kompott, 14. Gremium, 15. das, 16. UNO, 19. Auriol, 20. Dortmund. Senkrecht: 2. eau, 3. Theater, 4. Ase, 5. Krokodil, 7. Halbmond, 8. Brokat, 9. Ahnung, 11. Vorwort, 17. Rur, 18. Sou.

Wer komponierte die Operette? 1. Johann Strauß, 2. Richard Heuberger, 3. Johann Strauß, 4. Franz Lehár, 5. Franz von Suppé.

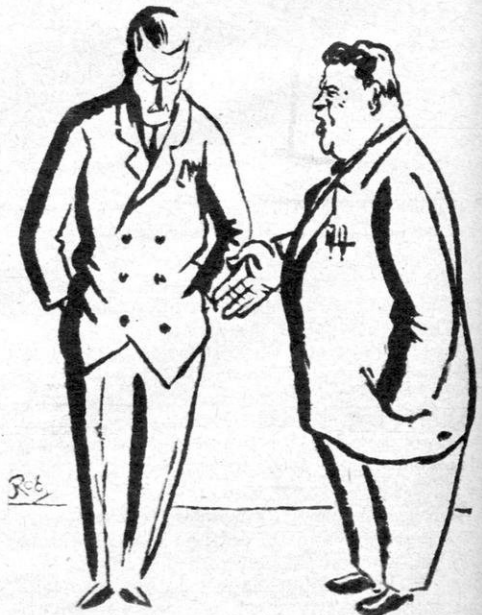
Denkaufgabe: Der Brief mit dem Schlüssel steckte wiederum im Briefkasten.

Welchen Beruf haben die sieben Bewohner dieses Hauses?: Architekt, Dentist, Fotograf, Maler, Musiker, Schornsteinfeger, Seemann.

Was ist das?: Pflanzensamen (Sonnenblume).

„Die Obstbäume“: 144 nichttragende Bäume, 22 Birnbäume, 66 Apfelbäume, 198 Kirschbäume = 400.

Unternehmer unter sich



Das schlimmste an den Gewerkschaftern ist, daß sie sich unsere Methoden angeeignet haben: sobald sie eine Position gewonnen haben, nehmen sie gleich die nächste in Angriff.

Zeichnung: Roby Force Ouvrière